Kladderadatsch

NUMMER 36 · 96. JAHRGANG · BERLIN · 5. SEPTEMBER 1943 · PREIS 30 PF.

Die Feindpresse meldet, daß der jüdisch-amerikanischen Antiquitätenhandlung Cadoorie & Co. die Ausbeutung der Kunstschätze auf Sizilien übertragen wurde

DIE GEIER DES BOMBENTERRORS

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0477

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Die individuelle Freiheit

Da der Mensch allem Anschein nach nun einmal so veranlagt ist, daß er nur aus seinen eigenen Erfahrungen lernt, nicht aber aus denen, die andere gemacht haben, gibt es immer wieder Leute, die das leere Stroh plutokratischer Phrasen solange für ein geistiges und politisches Nahrungsmittel halten, bis sie eines Schlechteren belehrt werden. Den Glauben an das, was einsichtige Leute in aller Welt seit je gegen die Kriegsverbrecher vorbringen, den Glauben, den ihr Kopf zu fassen sich weigerte, bekommen sie dann — wie der Volksmund sagt — „in die Hand".

Einer von denjenigen, die jetzt wieder „den Glauben in die Hand" bekommen haben, und die Herrn Roosevelt beim Schwindeln ertappten, als sie ihn beim Wort nehmen wollten, ist der amerikanische Oberst Robert Mac Cormick. In der Zeitung „Chikago Tribune" schrieb er dieser Tage, Amerika habe die Idee der individuellen Freiheit von England übernommen und müsse nun feststellen, daß es die in England selbst nicht mehr gebe.

Mit anderen Worten: „Individuelle Freiheit?" — „Keine Idee!" — — Herr Roosevelt freilich wird einwenden, Robert Mac Cormick habe ihn gründlich mißverstanden, und er wird zum Beweis dafür auf seine zahlreichen Kamin- oder Heizkörper-Plaudereien verweisen, in denen er sich über alle möglichen Freiheiten zu reden die Freiheit genommen hat. Und wenn er auch den nächstliegenden Einwand nicht anregen wollen wird, daß von Freiheiten, die in der Mehrzahl auftreten, dreizehn auf ein Dutzend gehen und die eine Freiheit nicht aufwiegen, um die Europa kämpft, also: wenn er auch davon nicht sprechen wird, so kann er doch immerhin so argumentieren: „Aus allen meinen Äußerungen über Freiheiten, von denen ich ein ganzes Musterlager bei Bedarf vorlegen kann, geht das eine ganz klar und eindeutig hervor: es handelte sich jedesmal um eine „Freiheit von", beispielsweise „Freiheit von Not", „Freiheit von Furcht" und dergleichen. Diese Formulierungen waren kein Zufall, sondern sie zogen die Summe aus amerikanischen Tatsachen. Seit die ersten Gauner übern großen Teich fuhren, um durch Flucht vor der europäischen Gerechtigkeit „Freiheit von Strafe" für Diebstahl, Mord und Totschlag zu erlangen (eine Freiheit, die gewissermaßen als die Stammutter meiner Freiheit von Furcht zu bezeichnen ist), war es immer Tradition der „Neuen Welt", mit dem Begriff „Freiheit" die Vorstellung des Fehlens sonst üblicher Gesetze, Regeln und moralischer Bindungen zu verknüpfen. So entstanden die großen Vermögen unserer „Obersten Fünfhundert". Sie waren das Produkt einer durch keinerlei moralischer und rechtlicher Hemmungen eingeengten Freiheit von kaufmännischer Sauberkeit. So wuchsen und gediehen unsere großen Trusts, die — im Vollbesitz der Freiheit von sozialer Verantwortung — Millionen Existenzen vernichteten und die — dank ihrer Freiheit von Gewissensbedenken — Menschenleben und Menschenglück erbarmungslos zu Boden stampften.

Die großen Vermögen und die von ihnen kontrollierten Trusts waren es dann, die unsere Politik maßgebend beeinflußten: Mein Onkel Theodore Roosevelt zog zwar gern und häufig gegen „Big Business" vom Leder, doch das waren nur Scheinkämpfe.

Aber die Entwicklung läßt sich noch genauer verfolgen: das ganze öffentliche Leben stand bald im Zeichen jener Freiheiten, wie die Bank- und Börsenjuden sie wollten: es wurden in Hollywood Filme gedreht, die frei waren von gutem Geschmack, frei von Logik und frei von Kunstverstand. Es kamen die großen Shows in Mode, die Revuen, deren weibliches Personal sich durch weitgehende Freiheit von Bekleidung, deren männliche Stars sich durch Freiheit von Talent und deren Unternehmer sich durch Freiheit von Moral auszeichneten. Diese letztgenannte Freiheit feierte überhaupt Triumphe. Sie ermöglichte die öffentliche Prämiierung und Schaustellung aller weiblichen Körperteile, sie ermöglichte die „Krönung" der „Schönheitsköniginnen", die öffentlich Umfang und Beschaffenheit ihres Popo konstatieren lassen und zu diesem Zweck von jüdischen „Unternehmern" durch die Staaten geschleift werden, bis den Manager eine andere Sensation lockt. Frei von Mitleid läßt man dann diese — aus Beruf, Gesellschaft und Familie gerissenen — Mädchen irgendwo verkommen.

Sie sehen also, mein lieber Mac Cormick, daß es in Amerika immer nur eine „Freiheit von" gegeben hat. Warum sollte die „individuelle Freiheit" dabei eine Ausnahme machen. Auf amerikanische Verhältnisse übertragen, kann daraus nur eine Freiheit von Individualität werden, denn der Trustkapitalist kann am Fließband keine Individualitäten gebrauchen, sondern nur eine Art genormtes Einheitslebewesen. Daß es auch in England keine individuelle Freiheit gibt, steht auf einem anderen Blatt. Unter uns gesagt: was gibt's denn da überhaupt noch? Alles von uns gepumpt!

So oder so ähnlich könnte Roosevelt sprechen, wenn er überhaupt etwas zu sagen hätte und nicht bloß der Papagei seiner Hirntrustjuden wäre.

Damit er aber doch zur Sprache kam, nahm sich die individuelle Freiheit, es niederzuschreiben der unterzeichnete

rolfs.

Der alte Dreh

(Die Plutokratien kündigen einen „gigantischen Reklamefeldzug" gegen die Achsenvölker an)

Es regt sich was im Blätterwald
der Plutokraten-Insel.
„Die große Stunde schlägt nun bald",
schreibt jeder Einfaltspinsel.
„Ein Lügenfeldzug kommt in Gang,
der platterdings gigantisch!" – –
Damit macht uns John Bull nicht bang,
er lügt zu dilettantisch.
Und wenn er's auch wie vierzehn macht,
wo sich die Balken bogen,
der Deutsche hört es an und lacht:
„Erstunken und erlogen!"

Es regt sich was, es knistert was
auf Londons Radio-Welle.
Es schreit, es raunt, es flüstert was
manch jüdischer Geselle.
Gerüchte werden ausgestreut
mit übervollen Händen –
's ist nichts, als nur verlorne Zeit,
die sie darauf verwenden.
Uns macht kein X mehr für ein U
der Rummel der Halunken.
Mitleidig lächelnd hör'n wir zu:
„Erlogen und erstunken!"

Die große Schnauze, Tommy, halt' se!
Du leierst ab die falsche Walze!
So wird dir nie der Lorbeer winken,
denn Siege kann man nicht – erstinken!

s.

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0478

© Universitätsbibliothek Heidelberg

USA.-HELDEN DER LUFT

„Da reden die Zeitungen immer von Kulturgütern – die Klamotten sind ja schon alle kaputt!“

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0479

© Universitätsbibliothek Heidelberg

BILLROTH

Es gibt nichts, was mehr vor Überhebung unserer Leistungen schützt, als wenn man sich immer nur im Rahmen des Ganzen denkt!

SCHWÄNE

Von

Max Barthel

Unvergleichliche Erscheinung,
wenn auf kühlem, glattem Wasser,
wie das Lächeln nach der Träne,
gleiten hin die weißen Schwäne!

Schlangenhalse, und die Flügel
dem Gewittersturm entliehen,
ziehen sie nach alter Weise
ihre zauberhaften Kreise.

Manchmal aber, leidenschaftlich,
nicht mehr Zierstück, sondern Wesen,
heben sie, ohn' Maß und Zügel
in den Sturm die stolzen Flügel.

Und sie fliegen, ein Geschwader
weißer Blitze, aus dem Norden,
nach den Seen hin und Flüssen,
wo sie rauschend landen müssen.

Und dann ziehn sie als Erscheinung
bis zum Herbst die stillen Kreise,
wie das Lächeln nach der Träne,
zauberhaft, die weißen Schwäne!

Kladderadatsch

CHRONIK

Stalins Leibjournalist Ilja Ehrenburg hat einen Aufruf „Die Zeit drängt" vom Stapel gelassen. Darin finden sich folgende Sätze: „Ich wende mich an die Juden in den anderen Ländern und besonders in Amerika. Könnt ihr in New York ruhig schlafen? Verlangt, in die vorderste Linie geschickt zu werden! Juden in den neutralen Ländern: denkt nicht an Stellung, Bequemlichkeit und Gewohnheiten — eilt zu den kriegführenden Ländern, nehmt eure Habe mit — —!"

Juden in der vordersten Linie? Anscheinend will Herr Ehrenburg die feindliche Front durch Gelächter erschüttern! — Die übrigen Forderungen dieses Aufrufs sind ja zum Teil schon erfüllt: die Juden sind in das kriegführende Amerika geeilt, weil sie in New York noch einigermaßen ruhig schlafen können. In den anderen Ländern verhindert das der wachsende Antisemitismus. Aber daß sie „ihre Habe" mitnehmen sollen, wird ihnen nur ein „Is er meschugge?" entlocken, denn die älteste jüdische „Gewohnheit" ist es ja, das Eigentum ihrer Wirtsvölker mitgehen zu lassen. An diese Gewohnheit brauchen sie nicht mehr zu denken. Sie ist ihnen in Fleisch und Blut übergegangen.

*

Die „Yorkshire Post", das Blatt des schönen Anthony Eden, führt bewegliche Klage darüber, daß nun auch auf dem Gebiete des Nachrichtenwesens die USA. den Briten erfolgreich Konkurrenz machen. „Es fällt seit längerer Zeit auf", schreibt sie, „daß Australien dazu neigt, seine internationalen Nachrichten aus New York und Washington zu beziehen, statt wie früher aus London." So freundlich man auch den USA.-Journalisten gesonnen sei, dürfe es doch nicht zugelassen werden, daß die lange, glückliche Ehe zwischen den großen australischen Zeitungen und der Londoner Fleet Street geschieden werde.

Man kann den Schmerz der „Yorkshire Post" verstehen, andererseits aber auch begreifen, daß die australischen Zeitungsverleger denken: „Warum in die Ferne schweifen? Sieh, der Jude lügt so nah!"

*

In England wurden jetzt 60 „schocksichere" junge Frauen ausgebildet, um sie nach dem Sieg Englands in Europa für besondere Aufgaben einzusetzen. Ganz besonders wird Wert auf die „Schocksicherheit" gelegt, und zu deren Erreichung werden mancherlei merkwürdige Mittel angewandt.

Wacker, wacker! Wer den Anblick so vieler politisierender und journaillisierender Juden ertragen lernen mußte, ist zweifellos bis zu einem gewissen Grade „schocksicher". Ob die Schockfestigkeit der Damen freilich einen Besuch der Massengräber von GPU.-Opfern überstehen würde, bleibt doch zu bezweifeln. Und zu einem einzigen Massengrab soll doch nach einem „Sieg" der vereinigten bolschewistisch-kapitalistischen Juden Europa werden. Daß ihre „Schocksicherheit" dieser Probe nicht ausgesetzt werden wird, haben die Britinnen lediglich der deutschen Wehrmacht zu verdanken.

*

Die Zeitung „People" berichtet, daß heute, vier Jahre nach dem Unfall des englischen U-Bootes „Thetis", das bekanntlich in der Liverpool-Bai sank, wobei alle Besatzungsmitglieder den Tod fanden, zehn Witwen von Werftarbeitern und Zivilingenieuren, die bei der Katastrophe mit ums Leben kamen, noch auf die Erfüllung ihrer Pensionsansprüche von seiten des Staates warten. Die „Verzögerung" dieser Angelegenheit soll sich daraus erklären, daß wichtige Zeugen, die an hoher Stelle in der Admiralität sitzen, bisher angeblich nicht vernommen werden konnten, weil diese „keine Zeit" haben.

Ja, ja — es geht bei den Plutokraten nicht zu wie bei armen Leuten. Man läßt dem „Volk" die Wahl: Frauen, deren Mann ertrunken ist, haben die Freiheit, ihrerseits so lange auf dem Trockenen zu sitzen, bis sie verhungert sind.

*

Die neuseeländische Dominion-Regierung bat London um britischen Flottenschutz. Daraufhin schickte ihr Churchill zwei Korvetten als „symbolische Unterstützung".

Immerhin zwei Korvetten! Sonst bestand die „symbolische Unterstützung" für Opfer der britischen „Garantie" immer nur in Redensarten. — Aber — ob so oder so — beide „Symbole" sichern die damit beglückten Völker etwa so, wie der Geruch von Schweinebraten einen Hungrigen sättigt.

„USA.-Soldaten sind durch gewisse Frauen in England ernstlich gefährdet.." („New York Times"

„Soll sie andern schöne Augen machen – ich haue ab dann komme ich mit einem blauen Auge davon."

In Ägypten hat die ägyptische Polizei eine aus Juden, Griechen und Armeniern bestehende Schmugglerbande festgestellt, die auf Lastwagen der britischen Nachrichtenabteilung und unterstützt durch englische Offiziere und Sicherheitsagenten riesige Haschischmengen verschoben hatte. Zur Zeit versucht England, durch Mittelsmänner Haschisch und Opium im Iran abzusetzen, um auch hier — wie schon früher in Indien — die Bevölkerung durch den Genuß dieses Rauschgiftes zu entnerven und zu vernichten. Während Ägypten sich mit allen Mitteln gegen den Anbau des Giftes wandte, wünscht England die Anpflanzung und fördert den Schmuggel mit allen Mitteln.

Daß auf Dienstwagen gerade der Nachrichtenabteilung Haschisch verschoben wird, hat seinen triftigen Grund. An echten Siegesnachrichten konnten sich die Leute bisher nicht berauschen, und die britischen Reklamelügen sind nicht mehr wirksam genug, um die Vernunft zu betäuben. So wurde Rauschgift zwangsläufig ein Mittel der plutokratischen „Nachrichtenpolitik" — vom Rebbach ganz zu schweigen.

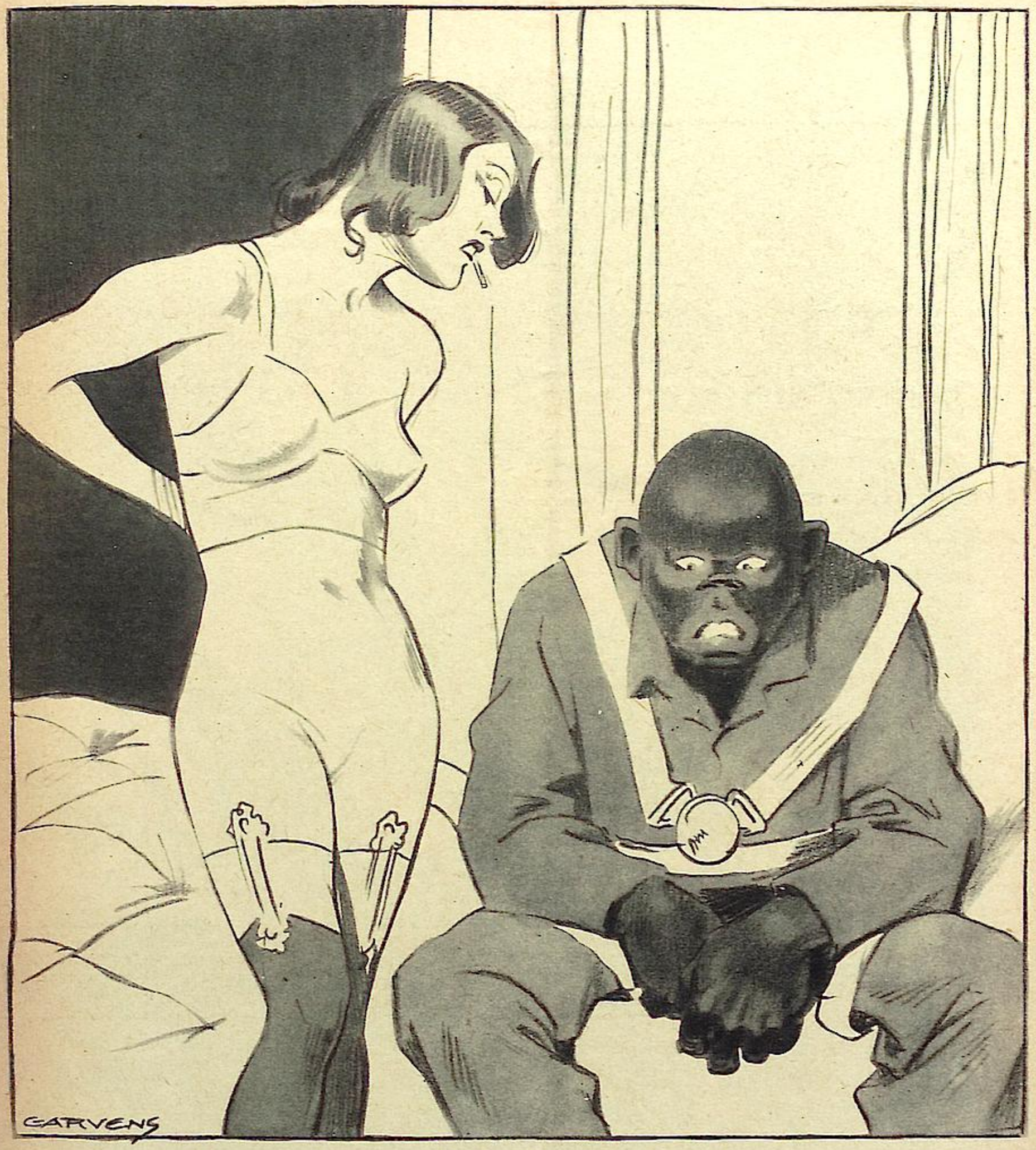
–eve–

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0480

© Universitätsbibliothek Heidelberg

MÖRDER – HOFFNUNG DER LADY...



„Unsere Kriegführungsmethoden magst du ja begriffen haben — aber was ein Gentleman sonst noch zu erobern hat, davon hast du keine Ahnung . . .“

Kommentar überflüssig

In einigen Städten Cyperns haben sich der britischen Zwangsrekrutierungsmaßnahmen wegen vor den sogenannten „Büros zur Einstellung von Freiwilligen für die Befreiung Europas“ ernste Zwischenfälle ereignet. Die Polizei mußte mit Gummiknüppeln und Tränengas gegen die erregten Einwohner vorgehen.

Eine englische Nachrichtenagentur aber brachte die Meldung: „So groß war der Zustrom von Freiwilligen, daß Polizei und Militär einschreiten mußten, um die Menge zurückzuhalten.“

Der Londoner „Spectator“ schrieb unlängst über das Judenproblem: „Es kann nicht zweifelhaft sein, daß ein Teil, und zwar ein beträchtlicher Teil der jüdischen Gemeinde in England eine dunkle Vergangenheit besitzt. Es ist niemandem damit gedient, daß man dieses Thema in vollständiges Schweigen hüllt.“

*

Die englische Zeitschrift „Spectator“ schreibt: „Unsere Arbeiterklasse fühlt sich hier in England als ausgestoßene Sklaven; deshalb glauben sie dem fernen Moskau mehr als unserer eigenen Führung.“

„The Statist“, London, stellt fest: „Es ist klar, daß uns, wenn wir so fortfahren wie bisher, nichts anderes als ein Zusammenbruch erwartet, der ebenso verdient ist wie die Leiden, die wir jetzt erdulden, weil wir aus früheren Dummheiten nichts gelernt haben.“

*

„News Reviews“, London, bekennt: „Das Programm der Japaner für ihr neues pazifisches Empire ist erstaunlich, und noch viel erstaunlicher ist aber, daß es nicht nur ein Traum ist, sondern Japan hier tatsächlich auf festem Fundament baut.“

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0481
© Universitätsbibliothek Heidelberg

DER WEIS

JOHN BULL: „*So sorge ich für die Berul*

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0482
© Universitätsbibliothek Heidelberg

E I S S E T O D

England fördert jetzt den Rauschgifthandel nach Iran so wie früher den Opiumhandel in China.

... für die Beruhigung der Völker ...“

Kladderadatsch

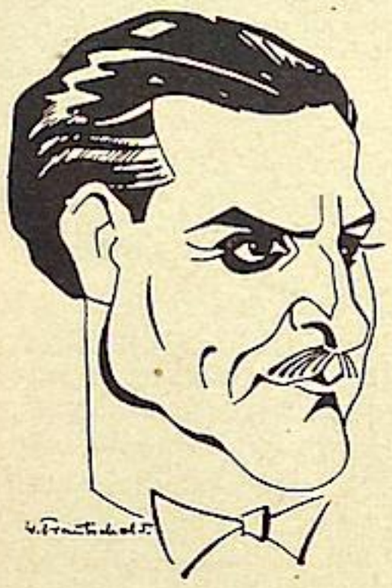
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0483

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Porträt des Kladderadatsch

ALBRECHT SCHÖNHALS



Als damals der Dr. med. Albrecht Schönhals Schauspieler wurde, brauchte er im Grunde eigentlich nichts anderes zu tun, als seine „Sprech" Stunden aus dem Ordinationszimmer auf die Bühne zu verlegen. Denn Voraussetzung für diesen wie für jenen Beruf ist doch in erster Linie Kenntnis des und der Menschen, Erkenntnis dessen, was das menschliche Leben wesentlich beeinflußt — und eine starke, suggestive Persönlichkeit.

In seinem sehr aufschlußreichen und lesenswerten Buch „Das Wunder in der Heilkunde" hat der Arzt Dr. Erwin Liek sehr viel über das Phänomen der inneren Wandlung geschrieben, die der Patient durchmacht, wenn ihn die Kraft der Persönlichkeit des Arztes suggestiv überwältigt. Ist dieser Vorgang eigentlich sehr verschieden von dem der Verzauberung des Publikums durch den schauspielerischen Gestalter? Ich glaube nicht. Wenn man die Sache so betrachtet, ist Albrecht Schönhals, als er den Arztberuf an den Nagel hing, eigentlich erst recht Arzt geworden. Er ist einer der wenigen Schauspieler, die im Tonfilm mit einer Hauptrolle begannen, und die der einmal durch diese Rolle vorgezeichneten Entwicklungslinie konsequent gefolgt sind. Es ist keine Linie, die auch nur in die Nähe jener geistigen Landschaft führt, wo der Humor sich angesiedelt hat. Es ist eine Gegend, in der die Höflichkeit und Kühle der Distanz zu Menschen und Ereignissen herrscht, und wo also naturgemäß und notwendig die schauspielerische Objektivität gedeiht.

So steht — seit seinem ersten Auftreten im Film „Fürst Woronzeff" — Albrecht Schönhals vor dem Auge des Kinobesuchers als der Mann mit innerer Haltung, als die sehr männliche Erscheinung eines Kavaliers im besten Sinne, als Vertreter einer — wenn man so sagen darf — leidenschaftlich kühlen Sinnlichkeit des Gedankens. Es ist kein Wunder, daß dieser sehr moderne Typ des Charakterspielers in der jungen Kunst des sprechenden Films die ihm gemäße Ausdrucksform fand, und daß er sich von der eigentlichen Bühne fast völlig zurückgezogen hat. Aber es wäre interessant, sich von diesem Schaupieler einmal Ibsen ins Moderne und Strindberg ins Allgemein-Menschliche darstellend „übersetzen" zu lassen. Vielleicht werden wir das noch einmal erleben.

s.

DEMOKRATISCHES ALLERLEI

Irgendwie und irgendwo klärt sich alles in der Welt einmal auf. Auch die undurchsichtigste Sache wird dann klar wie der junge Morgen, und in die entlegensten Gehirnwindungen des Mitmenschen hinein leuchtet die Sonne der Erkenntnis. Diese Auffassung, von der uns kein noch so penetrant duftender Pessimist abbringen kann, findet neuerdings wieder einmal Rechtfertigung und Bestätigung durch eine Meldung aus dem Eldorado der Gangster, Plutokraten und Kidnapper.

Man hatte sich doch eigentlich schon seit geraumer Zeit darüber gewundert, warum die Yankees ihr geistiges Unkostenkonto mit allerlei rhetorischem und schriftstellerischem Aufwand von Heuchelei belasten. Gewiß kommt auch sonst bei Raubmördern und gewerbsmäßigen Straßenräubern Sentimentalität vor, aber doch nur als Folge von übermäßigem Alkoholgenuß. Die politische Spielart des Untermenschentums, die zur Zeit in „Gottes eigenem Land" wenn auch nicht herrscht (das tun die Finanzjuden im Hintergrund), so doch immerhin regiert, beliebt jedoch, in völlig nüchternem Zustand dergleichen Anwandlungen zu bekommen und führt dauernd Worte wie Menschenrecht, Freiheit, Humanität, Menschheitsglück und dergleichen im Munde. Warum tut sie das? Weder Herr Roosevelt noch seine Komplizen sind dumm genug, anzunehmen, daß ihnen irgendwer in der weiten Welt auch nur eine Silbe von dem glauben könnte, was sie da beharrlich und unablässig wiederkäuen. — Das Kopfzerbrechen über dieses Thema war gänzlich überflüssig. Die Sache klärt sich geradezu erschütternd simpel und banal durch folgende Notiz auf: „Der Schwarze Markt in den USA. entwickelt sich von Tag zu Tag stärker, und das Schiebertum treibt immer tollere Blüten. Wie sich die Zeitung ‚Daily Mirror' melden läßt, haben sich die berüchtigten Racketeers nunmehr auch den Markt des knapp gewordenen Kaugummis gesichert und beherrschen Produktion und Verkauf dieser Ware fast völlig." — Das ist das ganze Geheimnis der amerikanisch-plutokratischen Phraseologie: die schönen Reden sind weiter nichts als ein behelfsmäßiger Kaugummi-Ersatz. Die charakteristische Wiederkaubewegung der Kiefer ist den Yankees derartig zur zweiten Natur geworden, daß sie sich eben gezwungen sehen, statt ihres gewohnten Kaugummi ein paar landesüblich-demokratisch parfümierte Begriffs-Abfälle und Wortbrocken im Munde zu führen. Die Yankees nehmen den Mund nicht deshalb so voll, weil sie prahlen und renommieren wollen, sondern deshalb, weil sie aus seligen Kaugummizeiten gewöhnt sind, mit vollem Munde zu reden. Sie müssen etwas zwischen den Zähnen haben, und wenn es schon kein Gummi-Priem sein kann, na, dann mag es im Namen der heiligen Patentdemokratie eine Weltbeglückungsphrase sein oder eine bramarbasierende Redensart. — Nun gibt es zwar auch in den Staaten relativ vernünftige Leute, die der wohlbegründeten Meinung sind, man habe schon an dem Gummi genug zu kauen, den die vereinigten Judokratien im Fernen Osten verloren, unwiederbringlich verloren haben, und bedürfe deshalb des Kaugummis so wenig wie der törichten und außerdem noch unglaubwürdigen Phrase. Demgegenüber stehen die Kreise um Roosevelt und seinen Hirntrust anscheinend auf dem Standpunkt, der ganze Komplex von Fragen und Problemen, die mit dem Krieg im Pazifik zusammenhängen, sei eine viel zu harte Nuß, als daß man sie dem Volke als Kaugummiersatz anbieten könne. Im Gegenteil dürfe man das „Volk" nicht merken lassen, daß die Regierung im Begriff sei, sich seine — des Volkes — Zähne an diesem Problem auszubeißen. So läßt man denn einfach die Sache unter den grünen Tisch fallen, dessen hoffnungsvolle Farbe im Gegensatz zur Gemütsbeschaffenheit derer steht, die an ihm Sitz und Stimme haben. Und statt ernsthafter Probleme gibt man dem „Mann auf der Straße" Humanitätsphrasen zum Wiederkäuen. Politik als Kaugummiersatz — auch das ist ein Reservat der Yankees. Und da wir gerade vom Verschwindenlassen sprechen: in Großbritannien geht man noch ein paar Schritte weiter als im Lande Franklin Delanos. Dort läßt man nämlich nicht nur, wie in Mordamerika, Kriegsprobleme verschwinden, sondern sogar Krieger. Wie „Evening Standard" berichtet, ist kürzlich die britische Polizei einer Bande von Fälschern auf die Spur gekommen, die in großem Umfang Militär-Entlassungspapiere herstellt und zu hohem Preis an Deserteure vertreibt. Einen dieser Deserteure konnte man durch Zufall verhaften, als er sich auf Grund der falschen Papiere durch das Londoner Arbeitsvermittlungsamt eine Stelle verschaffen lassen wollte. Auch diese Tatsache fügt sich harmonisch in das politische Gesamtbild des sterbenden Empire ein: ehedem war es ein durch die Überlieferung „geheiligter" englischer Brauch, sich ohne rechtliche Grundlage überall „dick zu tun", heute sind die Tommies — wie man sieht — bereits dazu übergegangen, sich sogar zu Hause möglichst „dünne zu machen". Bei Churchills Armee finden eben nur wenige ihr Auskommen — und zwar so: „‚News Chronicle' berichtet von drei englischen Soldaten, die in den besten Wohngegenden Londons eine ganze Reihe von Raubüberfällen verübten. Mit einem Dienstwagen fuhren sie im Londoner Westen umher, forderten einzelne Personen zum Mitfahren auf, beraubten sie dann aber unterwegs unter Bedrohung mit der Schußwaffe. In nicht weniger als fünf Fällen wurden ihre eigenen Kameraden das Opfer dieser Straßenräubertaktik." Offengestanden kann man es den Deserteuren nicht sehr verübeln, wenn sie sich aus dieser Gesellschaft entfernen wollen.

– iev –

DIE AUGUREN

Fern und nah und immer näher
Uhrwerk warnt der Türme
Nöke, wie im Wald ein Häher
Vögel und Gewürme.

„Sacht und jach und immer jäher
droht dir, Mensch, das Alter."
Nöke schmunzt, kein Dunstaufbläher,
doch ein Nebelspalter.

„Geistig wird er zäh und zäher
trotz Gekrächz der Uhren,
tauscht mit Tod, dem Kirchturmspäher,
Blicke wie Auguren.

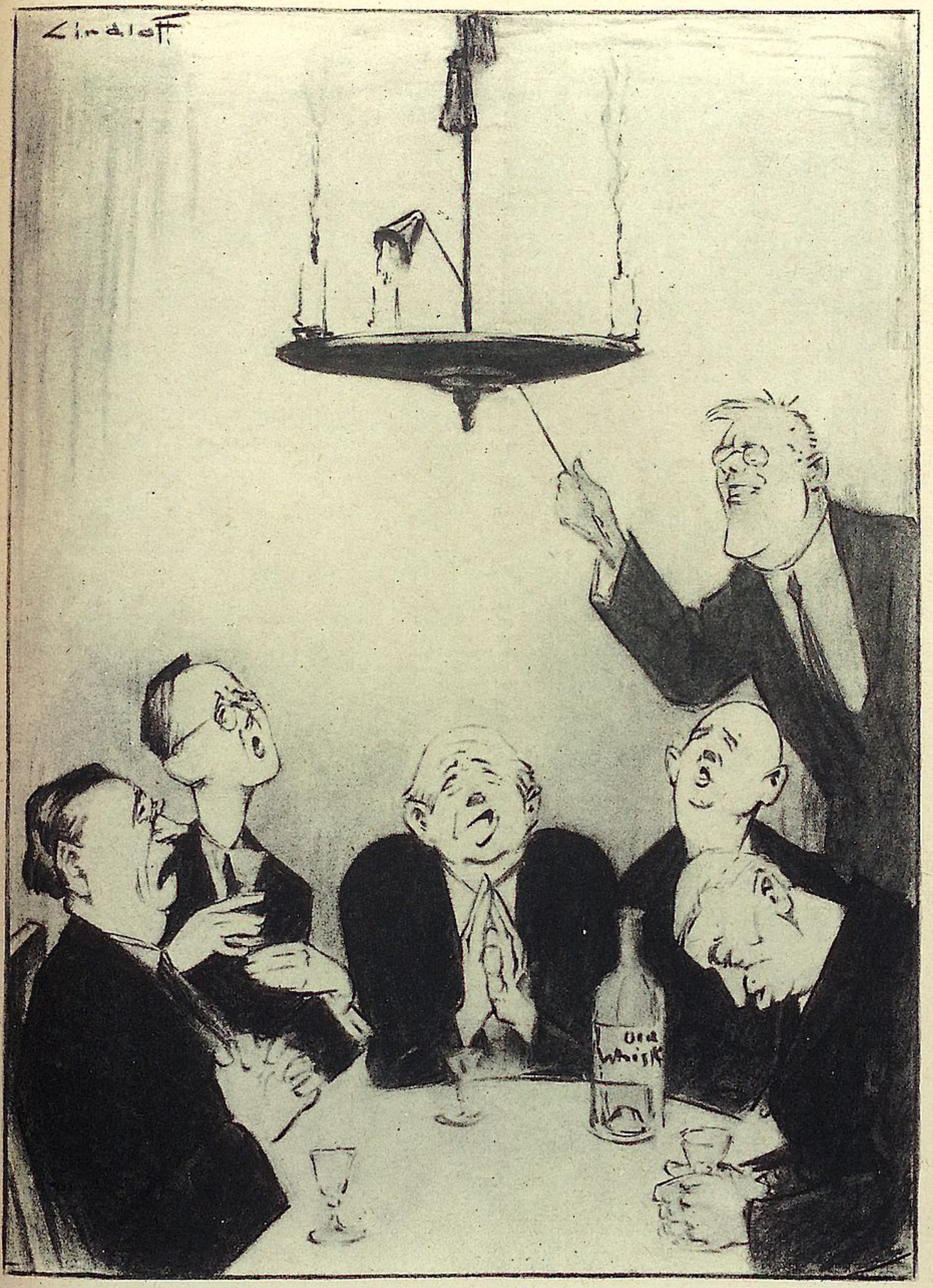
Blinzelnd hat als Zeitverschmäher,
wie dereinst die Handuhr,
heimlich er dem Menschenmäher
jetzt versetzt die Sanduhr.

Schmeichelnd als Freund Hein und Schwäher
ihm, dem Herrn der Würmer,
träumt er, wie als Seelensäer
er vertritt den Türmer.

Heinrich Noeren

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0484
© Universitätsbibliothek Heidelberg

In ihrem Suchen nach geistiger Führung in diesem schweren Zeiten trifft sich jetzt eine Gruppe USA.-Parlamentarier jeden Mittwochmorgen im Restaurant des Capitols zum Frühstücksgebet.



ABGEORDNETER: *„O Herr, gib uns Erleuchtung!“*

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0485
© Universitätsbibliothek Heidelberg

AM RANDE DES ALLTAGS

Warum soll man eigentlich nicht auch einmal Anekdoten vom Publikum erzählen. Schließlich und endlich gehört es ja ebenso zum Theater wie der Schauspieler. Denn ohne das „vielköpfige Ungeheuer“ bleibt ja jede Kunstübung Privatangelegenheit des Veranstalters und damit im wahren Sinne verlorene Liebesmüh.

Wie die folgenden Geschichten beweisen, kann das allerdings auch bei ausverkauftem Hause der Fall sein.

In der Leipziger Straße zu Berlin, dort wo jetzt einer der großen Warenhauspaläste sich erhebt, stand ehedem, in der „guten, alten Zeit“ das „Konzerthaus“. Hier wirkte eine der volkstümlichsten Persönlichkeiten des alten Berlin, der Musikdirektor Bilse, der bei Kaffee und Kuchen, Bier und Würstchen Symphoniekonzerte gab. In einem solchen Konzert, es war Beethoven gewidmet, geschah es, daß — den musikliebenden Frauen, die den größten Teil der Hörerschaft bildeten, gänzlich unerwartet — auf ein schmetterndes Fortissimo des Orchesters ein hauchzartes Pianissimo folgte. Und in dieses Pianissimo hinein dröhnte die Stimme der Frau Buggenhagen: „I c h koche sie mit Petersilie!“

Im Gegensatz zu diesem höchst prosaischen Intermezzo steht das andere, der berühmten Madame Dutitre zugeschriebene. Das ereignete sich im Königlichen Schauspielhaus auf Kosten der großen Tragödin Friederike Bethmann. Sie gab die Lady Macbeth mit vollem Einsatz ihres Temperaments und ihres Könnens. Sie steigerte ihre Leistung von Scene zu Scene bis zu dem nächtlichen Auftritt, wo sie, wie von Furien gepeitscht, über die Bühne eilt. Statt der sonst bei dieser Scene üblichen Lampe trug sie einen Leuchter mit Wachskerzen. Das Publikum stand ganz im Banne des albdruckhaften Geschehens; da ertönte aus dem Parkett der Warnruf der besorgten Hausfrau, Madame Dutitre: „Macbetten“, rief sie, „Macbetten, Sie drippen!“ — Verlorene Liebesmüh, trotz aller sichtbaren und hörbaren Anteilnahme des Publikums!

Und wenn dergleichen im „Königlichen“ geschehen konnte, dann hatte sich das „Königstädtische“ nichts vorzuwerfen, wo das verehrte Publikum bisweilen „ohne Gage mitspielte“.

Freilich, Herrn von Holtei, den Dramaturgen des Hauses, dürfte es nicht schlecht gewurmt haben, daß es gerade sein Stück war, wo folgendes geschah: Ganze Parkettreihen sind in Tränen gebadet ob des tieftraurigen Inhalts der fünfaktigen Tragödie „Leonore“. Und wie es gar zu der rührenden Kirchhofs-Scene kommt, erstarrt das ganze Haus in feierlichem Schweigen. Nur hier und da schneuzt sich einer verstohlen und wischt sich mit dem Taschentuch die Augen.

Da — in die lautlose Stille hinein — hört man vom „hohen Olymp“ herab die scharf akzentuierten Worte: „Sie, Kanonier, det lassen Se aber sind, verstehn Se!“ — Es wurde dann ein wirklich sehr fideles Begräbnis.

Indessen — nicht nur auf die „Leute aus dem schlichten Volk“, sondern auch auf hochmögende Potentaten übte die Kunst bisweilen eine sonderbare Wirkung aus. Als zum Beispiel Wolfgang Amadeus Mozarts Oper „Die Entführung aus dem Serail“ zum ersten Male in der Wiener Hofoper gespielt wurde, wußte Kaiser Franz nichts anderes dazu zu sagen als „Sehr schön für unsre Ohren, lieber Mozart, aber ein wenig zu viel Noten!“ „Gerade so viel Noten, Majestät, als nötig sind“, war Mozarts Antwort.

–eve–

Gefühlsduselei

SPÄTSOMMERHITZE

„Immer diese Ungewißheit, ob man auch wirklich beobachtet wird . . .!“

Kladderadatsch

Aus gegebenem Anlaß

Tritt niemand auf das Hühnerauge,
zu sehen, ob es etwas tauge.
Der Takt, das Seltenste der Welt,
ist Anstand, der auf Abstand hält.

*

Moral ist oft ein Surrogat
für Rückgrat, das man nicht mehr hat.
Wer in der Jugend Sekt geschleckt,
entdeckt, wie gut das Wasser schmeckt.

*

Drei Leute sind besonders trist:
Ein satter Egoist,
ein platter Atheist
und der Gevatter Pessimist.

*

Voller Bauch und leeres Hirn,
stumpfer Geist und freche Stirn,
viel Moral und träges Herz
führen sicher höllenwärts.

*

Das Gute hält uns zaghaft nur
mit einer dünnen Seidenschnur.
Das Böse fesselt uns mit dicken
und dauerhaften Stricken.

Richard Drews

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0486

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Briefkasten

Naumburg. O. J. Der „Naumburger Kurier" plaudert in seiner Nr. 161 vom 12. Juni 1943 ebenso belehrend wie unterhaltsam über den Eichelhäher als den „Komiker unseres Waldes". Befremdend ist aber der vorletzte Abschnitt, denn da wird behauptet, der große Arzt, Forstmann und Philosoph August Bier schriebe in seinem bekannten Werk „Die Seele" unter anderem über seine Beobachtungen: „Der Eichelhäher ist der allernützlichste Waldvogel, indem er Eicheln in den Boden bringt, aus denen Bäuche wachsen, besser wie der Förster es vermag."

Der Förster vermag das doch wohl überhaupt nicht. Die vom Eichelhäher hier berichtete Tätigkeit ist so erstaunlich und wissenswert, daß wir gern dem Schlußsatz der Plauderei entsprechen, welcher lautet: „Zur gerechten Würdigung dieses Vogels ist es deshalb notwendig, diese Feststellung eines bekannten und als zuverlässig anzusehenden Gelehrten in den weitesten Kreisen bekannt zu machen." Wir müssen freilich dabei bemerken, daß wir die angeblich aus den Eicheln wachsenden Bäuche in dem gut bekannten Bierschen Werk vergeblich gesucht haben.

Ludwigslust. Dr. B. Das „Ludwigsluster Tageblatt" vom 3. Juni meldet: „Ein besonders verabscheuungswürdiger Diebstahl wurde in der Nacht vom Dienstag auf Mittwoch im Schloßgarten verübt. Sechs junge Schwäne, die in diesem Jahre von einem Schwanenvater ausgebrütet waren und die Freude aller Spaziergänger im Schloßgarten bildeten, wurden von bisher noch unbekannten Tätern gestohlen."

In Ludwigslust glaubt man, daß der männliche Schwan sich am Brutgeschäft beteiligt.

Stuttgart. Der „Stuttgarter N. S.-Kurier" Nr. 132 enthält folgende Heiratsanzeige: „Rentner, 60 J., ohne Erben, möchte wieder heiraten, od. sucht 2—3 leere Zimmer."

Diesem Rentner, das wird sich jede Frau sagen, ist es bei der Heirat hauptsächlich darum zu tun, daß er hat, da er sein Haupt hinlegt.

Frankfurt a. M. Die „Frankfurter Zeitung" Nr. 246/47 veröffentlicht folgendes Heiratsgesuch: „Geistig und seelisch anspruchsvoll soll mein Ehepartner sein. Witwe, charmant, temperamentvoll, jugendlich-gepfl., kultiv., warmherz., verm., kunst-, literatur-, musik-, naturliebend, Hausfrau, sucht wertvollen, ritterlichen Menschen. Mögl. gesch., 56 bis 63 J."

Der „mögl. gesch." unmöglich als „möglichst geschieden" gelesen werden kann, wird es wohl „möglichst gescheit" bedeuten müssen.

Soest. Ein alter Freund des Kladderadatsch. Sie schicken uns eine Anzeige, die Sie aus dem „Soester Anzeiger" vom 6. Juli 1943 geschnitten haben wollen: „Mamselldosen verschließen nur noch nachm. von 15—17 Uhr.

Sie möchten gern darüber aufgeklärt sein, was Mamselldosen sind und wie und warum sie verschlossen werden. Ja, wenn Sie als Soester das nicht sagen können, wie sollen wir es dann wissen! Vielleicht fragen Sie einmal bei dem Inserenten nach und geben uns dann Bescheid, damit wir ihn an unsere Leser weiterleiten können.

QUITTEN

So schön sie auch das Laubwerk schmücken,
umglänzt von goldengelbem Schein,
sind sie nicht in den Mund zu pflücken,
ihr Fleisch ist herb und hart wie Stein.

Jedoch der Frauen Hände legen
sie in den Korb mit Zärtlichkeit
und halten ihren Früchtesegen
für ihres Herdes Kunst bereit.

Brennt Feuer unter ihren Töpfen,
dampft würzig ein Arom im Haus,
und in die blanken Schüsseln schöpfen
sie Quittenmus zu gutem Schmaus.

Wenn sie uns dann ins Auge schauen,
daß uns das Herz im Leibe lacht,
frommt uns die Liebe unsrer Frauen,
die noch das Spröde köstlich macht.

Kurt Erich Meurer

Feldpost. Die „Düsseldorfer Nachrichten" vom 10. April schreiben über den Luftschutz: „An Selbstschutzgerät muß in jedem Gebäude zumindest eine Handfeuerspritze vorhanden sein. Erforderlichenfalls kann der Ortspolizeiverwalter auch die Beschiffung von mehreren Handfeuerspritzen verlangen".

Im Luftschutz kann der Ortspolizeiverwalter Alles, auch das scheinbar Unmögliche verlangen.

Kattowitz. E. K. Eine Anzeige in der „Oberschlesischen Zeitung" vom 25. Juni 1943 lautet: „Die Dame mit dem Kinde, die am 20. Juni 1943, zwischen 15—16 Uhr, im Gasthaus ‚Zur Eisenbahn', Petrowitz, den Fotoapparat an sich nahm und sich nach dem Namen des Oberwachtmeisters erkundigte, möge denselben im Polizei-Revier Petrowitz gegen Belohnung abgeben."

Den Oberwachtmeister soll sie im Polizeirevier abgeben? Wenn sie das tut, wird sie doch auch sicher seinen Namen erfahren.

Potsdam. E. P. In einem fesselnden geschichtlichen Rückblick bringt „Der Westen" allerhand Angaben über Zehlendorf. Da lesen wir auch: „Schon Friedrich der Große wechselte auf der Fahrt (von Berlin nach Potsdam) in Zehlendorf die Pferde. Zwölf reitende Pferde waren zur Beförderung von Briefschaften zwischen Berlin und Potsdam in Zehlendorf untergebracht."

„Reitende Pferde" — dies Wunder der Dressur gibt's doch sonst nur im Zirkus. Wäre die Beförderung der Briefe durch reitende Boten nicht einfacher gewesen?

ERKENNTNIS

Ein „Rabe" sah sein Spiegelbild
zum erstenmal — und wurde wild:
„Ist denn der Teufel hier im Spiel?
Die Häßlichkeit — ist mir zu viel!
Ich bin doch reich und angesehn·
das — kann ich wirklich nicht verstehn!" —
Er nahm darauf Gold, Edelsteine,
behing sich Kopf, Hals, Brust und Beine . . .
Doch, wie sich wandt der arme Tor,
— stets stechend trat das Schwarz hervor!
Da nahm er jenes Wahrheitsglas,
vor Wut und vor Erregung blaß;
zerschlug es mit empörtem Schrei . : .
Zufrieden ward er — nicht dabei!
Sein Hochmut und sein Dünkel schwand:
er hatte sich nun — selbst erkannt!.
Ihm wurde klar, daß jedes Blatt
im Lebensbuch — zwei Seiten hat . . .

Willi Brennecke

Wien. A. T. Z. Nach Ihrem Zeitungsausschnitt, der, wie Sie angeben, der „Volks-Zeitung" vom 30. Juni 1943 entnommen ist, wird über die Einweihung der Ostanatolischen Bahn berichtet. Dabei wird erklärt: „Es handelt sich um eine Bahn, die von Diabekr aus das irakische Bahnnetz an der Grenzstation Cisre berühren wird und damit neben der Taunusbahn eine neue Verbindung der Türkei mit dem Irak und darüber hinaus mit dem Persischen Golf herstellt."

Die gute Taunusbahn in allen Ehren! Daß sie aber unser schönes heimatliches Waldgebirge zwischen Rhein und Main mit den Ländern am Taurus verbinden soll, das ist doch wohl zuviel behauptet.

Wien. Im „Neuen Wiener Tagblatt" Nr. 135 wird unter „Freie Stellen, weibl." „Tüchtige Stenotypistin mit Praxis und Bürodiener per sofort" gesucht.

Stenotypistinnen mit eigenem Bürodiener sind aber sehr selten.

Mannheim. Im „Stuttgarter N. S.-Kurier" Nr. 132 finden wir folgendes Heiratsgesuch: „Herr, 39 J., wünscht weltlich gesinnt. Frl. oder Witwe zwecks spät. Heirat kennenzulernen."

„Weltlich gesinnt" bedeutet: Das Fräulein darf nicht zur Halbwelt gehören.

Ulm a. D. Im „Stuttgarter N. S.-Kurier" Nr. 132 heißt es im Heiratsgesuch eines alleinstehenden, schuldlos geschiedenen, ruhigen Arbeiters: „Heirate in irgend eine Gegend."

Wie sagt der Dichter:

Und Liebe, die folgt ihm,
sie geht ihm zur Hand;
so wird ihm zur Heimat
das ferneste Land.

Tripkau bei Kreetz. A. P. „Der tapfere Menschenfreund" heißt die ergreifende Erzählung über einen Facharzt für Herzkrankheiten in Folge 153 der „Ostfriesischen Tageszeitung" vom 4. Juli 1943. Und wir hören: „Es ist die große Ironie in seinem Leben, daß es ausgerechnet das Herz ist, daran er selber am tiefsten leidet. Schon als er noch ein Knabe war, hat es nicht besonders viel getaucht."

„Es"? Das soll wohl „er" heißen. Wir verstehen aber nicht, was es dem Herzen des späteren Arztes hätte nützen sollen, wenn er als Knabe viel ins Wasser gegangen wäre. Wenn das Herz nichts taugt, wird wohl alles Tauchen nichts nützen.

Hagen i. W. H. B. Sie machen uns auf folgende Anzeige in Nr. 147 der westfälischen Landeszeitung „Rote Erde" aufmerksam: „Tierlb. Frau, vertrauensw., die sich f. hochw. Hundezucht eignet, in Einf.-Haus, Nähe Leipzig, gesucht."

Sie haben dabei doch nicht etwa an Leda und ihren Schwan oder an Pasiphaë, die Gemahlin des Minos, und ihren Stier gedacht? Sonst wär's kein Wunder, wenn auch in Sachsen, wo die tierliebende Frau für hochwertige Hundezucht gesucht wird, die Erde rot würde vor „Schenierlichkeit".

Verlag und Druck: Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin SW 68, Beuthstraße 6-8 — Hauptschriftleiter: Curt Hotzel, Berlin-Charlottenburg — Anzeigenleiter: Richard Albrecht, Berlin-Wilmersdorf — Z. Z. gültige Anzeigenpreisliste 3 — Fernruf 16 55 01. Postscheckkonto: Berlin 207 81 — Für nicht verlangte Einsendungen keine Gewähr. Alle Rechte für Texte und Bilder vorbehalten. Nachdruck auch mit Quellenangabe ohne Erlaubnis des Verlages verboten. Einsendungen sind an die Schriftleitung, nicht an einzelne Schriftleiter zu richten. Für Briefkastenbeiträge wird nichts vergütet — Copyright by Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin — Printed in Germany — Entered as second class matter, Postoffice New York N. Y. Der Kladderadatsch erscheint wöchentlich. Bezugspreis viertelj. direkt vom Verlag RM 3,60 zuzügl. Bestellgeld, monatl. durch die Post RM 1,20 zuzügl. Bestellgeld. Bestellungen nehmen auch alle Buchhandlungen, Bahnhofsbuchhandlungen u. Zeitungshändler entgegen. Abbestellungen nur mit monatl. Frist jeweils zum Ablauf des Kalendervierteljahres.

Schickt den „Kladderadatsch" in's Feld!

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0487
© Universitätsbibliothek Heidelberg

A.Z.

S. 5442 2

SEIT 1848 DIE GROSSE POLITISCH-SATIRISCHE WOCHENSCHRIFT

RAUCHERKÜNSTE

Der Genosse bläst seinen Spießgesellen einen schönen Rauch vor; die Pfeife aber hält er wohlweislich auf dem Rücken

Kladderadatsch

EIN SPIEGELBILD DER DEUTSCHEN GESCHICHTE
UND DES WELTGESCHEHENS

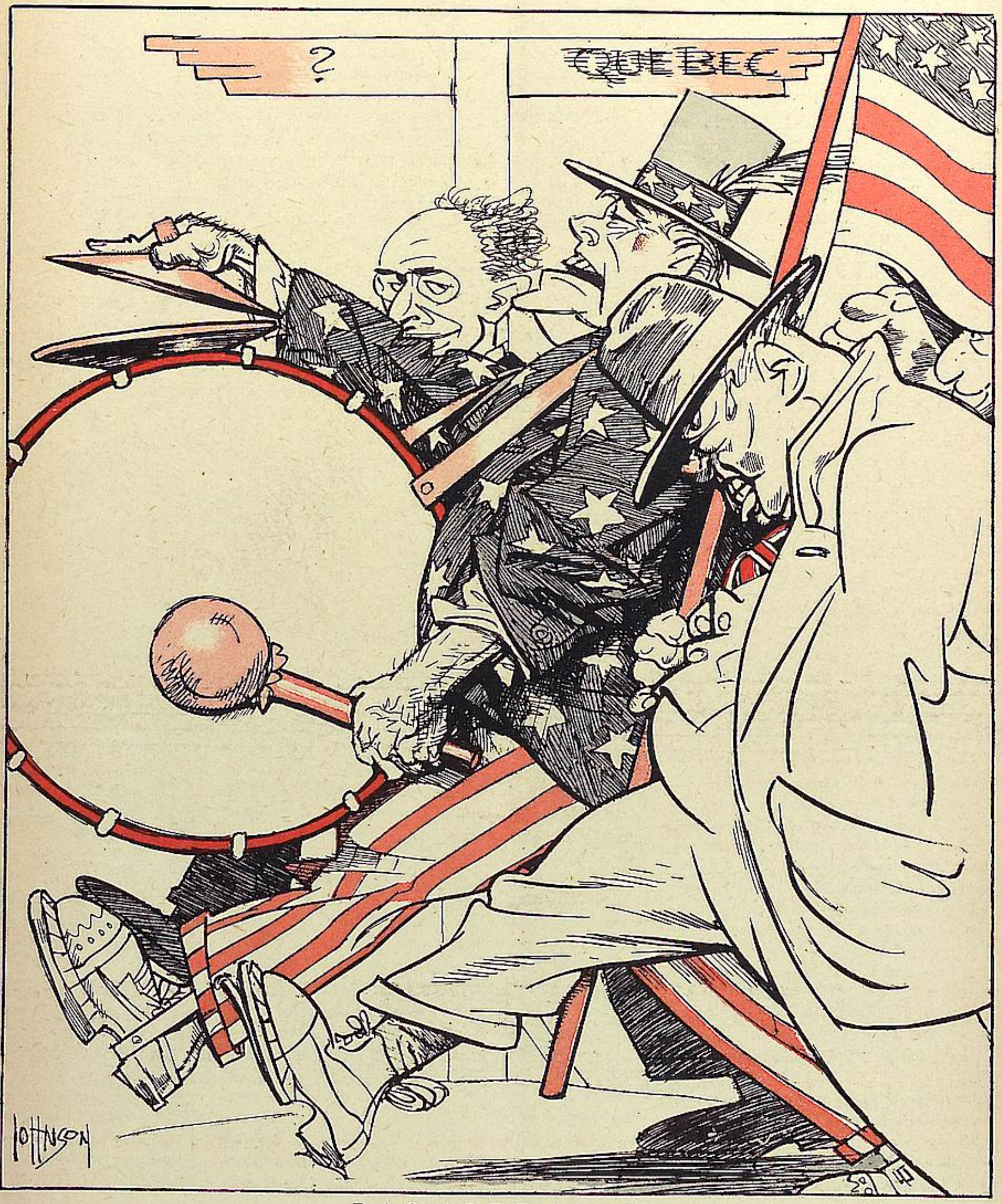
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0488

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Kladderadatsch

NUMMER 37 · 96. JAHRGANG · BERLIN · 12. SEPTEMBER 1943 · PREIS 30 PF.



DAS ALTE LIED

„Und so ziehn wir mit Gesang aus dem einen Restaurant in das andre Restaurant . . .“

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0489

© Universitätsbibliothek Heidelberg

„Noblesse oblige“

Frau Eleanor Roosevelt hat eine Reise nach Australien und Neuseeland angetreten.

Die Propheten, von denen wir wissen, waren unbeweibt. Es ist die Frage, ob sie Propheten wurden, weil sie unbeweibt waren, oder ob sie ohne Gesponst bleiben mußten, weil sie sich als Propheten fühlten. Jedenfalls sind die großen Persönlichkeiten, die an den Wendepunkten des Schicksals der Menschheit standen, uns nur als Junggesellen bekannt. Und die einzige Ausnahme, die die Regel bestätigt, die war ja auch danach: Sokrates mit seiner Xantippe. (Von der Ehrenrettung für Frau Sokrates, die inzwischen erfolgt ist, nehmen wir keine Notiz, denn sonst ist in Zukunft der „Kladderadatsch“ in Verlegenheit für einen terminus technicus eines weiblichen Drachens.)

Nun aber taucht am westlichen Horizont wie eine entgegen der Natur aufgehende Sonne bekanntlich ein Prophet auf, der auch beweibt ist: Franklin del Ano Roosevelt. Bei ihm ist die Frage von Ursache und Wirkung bei Frau und Prophet nicht unklar. Er wäre ohne Eleanor zweifellos ein Mensch gewesen, der dank seiner körperlichen Behinderung einer gewissen nachsichtigen Sympathie sicher gewesen wäre. Nur mit Eleanor wurde er zu dem naturwidrigen Prinzip, von dem wir eben sprachen.

Im Schatten Eleanors wuchs sein Ehrgeiz und seine Sucht nach Ruhm. Was Wunder, daß Mrs. Eleanor die Pfade zu ebnen versucht, die Roosevelt — doch nur mühsam zu wandeln entschlossen ist?! Also macht sie sich auf gen Westen über den Stillen Ozean, dessen Frieden sie und ihr Mann gestört haben, und tritt die Wallfahrt an nach dem Lande, das sich als das nächste Opfer Rooseveltscher Bemühungen um den Schutz der westlichen Hemisphäre und des Heils der ganzen Welt betrachten muß. Sie macht sich auf den Weg nach Neuseeland und Australien.

Nun verpflichtet die Vornehmheit. Die Frau eines Propheten kann natürlich nicht wie eine gewöhnliche Sterbliche einen Ozean überqueren. Sie braucht Schutz und Geleit auf See und in der Luft. Die amerikanischen Steuerzahler werden sich freuen, daß ihre Milliarden einmal nicht zum englischen Bundesgenossen wandern oder zu anderen Hilfsvölkern, sondern daß sie für die „erste Frau des eigenen Landes“ Verwendung finden.

Auch der Empfang einer solchen ersten Frau muß selbst in der Heimat der Buschmänner würdig ausgestaltet werden.

Mit tiefer Ergriffenheit nur hören wir deshalb die Berichte über den Empfang Eleanor Roosevelts in Canberra, der Hauptstadt Australiens.

Der Königssaal im Parlamentsgebäude Australiens wird feierlich gerüstet. Der rote Teppich und die großen Bilder, die nach Japans Eintritt in den Krieg in Sicherheit gebracht wurden, werden wieder aufgehängt. Ein besonderer Küchenstab war vierzehn Tage damit beschäftigt, das Staatsdiner vorzubereiten. 10 000 Stück Tafelsilber allein mußten blank geputzt werden. Und das tollste vom Tollen: die australischen Minister werden seit Jahren zum erstenmal wieder ihren Smoking anziehen.

Ja, und da haben wir den Salat! Die antiquierten Königinnen der Alten Welt pflegten den behosten Teil der Menschheit, wenn nicht in Uniform, dann nur im Frack zur Kenntnis zu nehmen. Kein königliches Auge hätte sich herbeigelassen, anders gekleidete Männer überhaupt zu bemerken.

Sie werden zugeben, daß diese Sitte einen Zopf darstellt, der abgeschnitten werden muß. Wir brauchen im zwanzigsten Jahrhundert eine Restauration der Throne. Wir brauchen nicht Zepter und Krone, sondern Schecks wollen wir sehen und Bankkonten. Zu ihnen paßt kein Frack. Zu ihnen gehört der Smoking, der wenigstens die Seitentasche hat, in die man das Scheckbuch stecken kann.

Königin Eleanor weiß, was die Frau eines Propheten sich und dem Ruf ihres Gatten schuldig ist. Ohne Teppiche und Bilder geht es nicht. Aber der Frack ist überholt.

Hoffentlich sind die Japaner nicht so engherzig, so überaltert und antiquiert, daß sie die Smokings, die da in Canberra aus der Mottenkiste geholt werden, nicht respektieren. Es wäre doch zu schade, wenn die japanische Luftwaffe nicht wüßte, welche Rücksichten sie auf die Königin der Wallstreet, die charmante, reizende, raffzähnige Frau Eleanor zu nehmen hätte.

Hanton

Frommer Wunsch

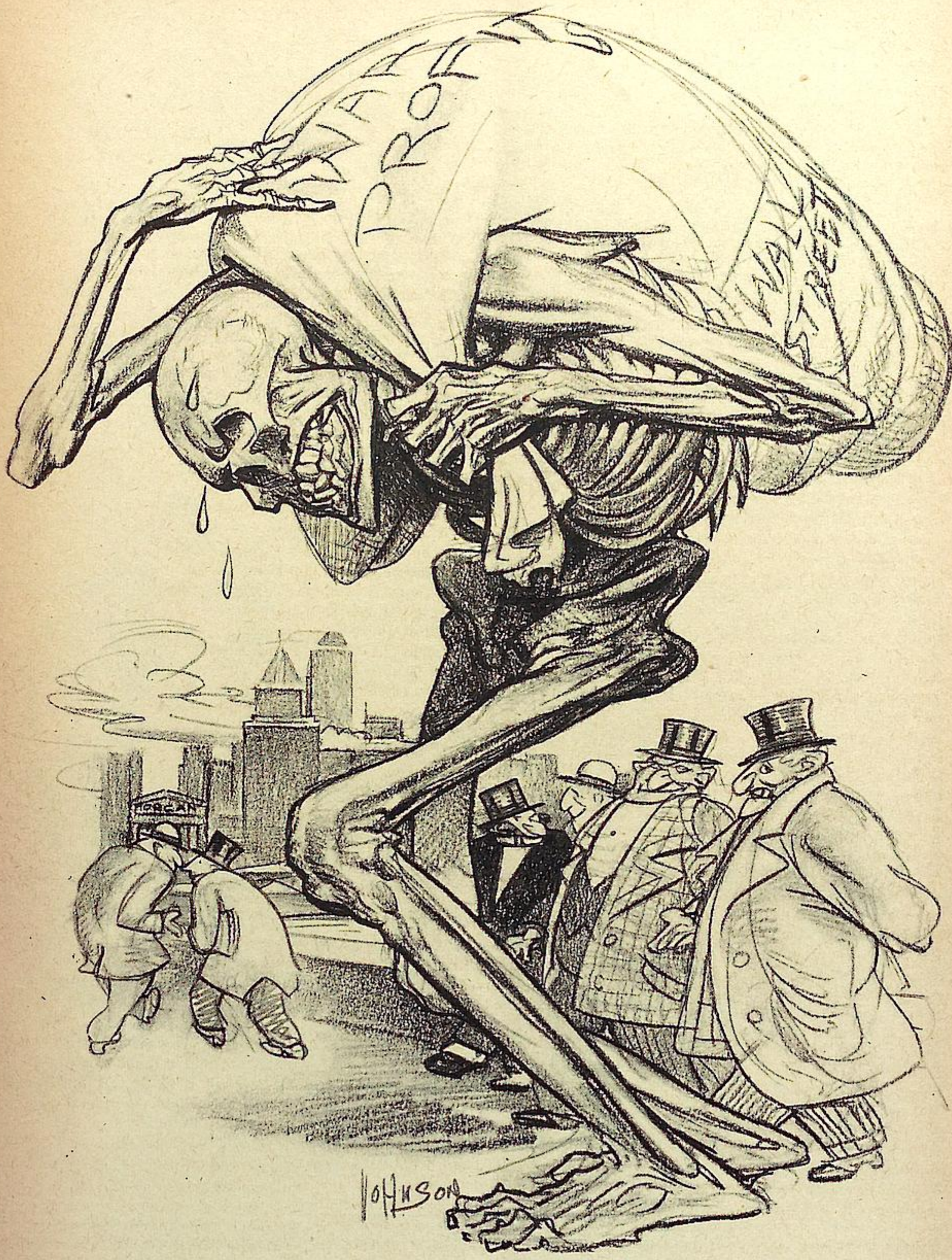
Der nordamerikanische Journalist James E. Brown wünscht, daß „man den Sowjets nach dem Kriege auch nur ein paar Wochen freie Hand in Deutschland läßt“, dann werde niemand mehr da sein, der an die nationalen Instinkte des deutschen Volkes appellieren könne.

Ein Mensch namens Brown – das ow ist wohl neu,
und der Bursche stammt aus der Polackei –
hat den brennenden Wunsch, daß die Steppenhorden
„ein paar Wochen nur“ plündern in Deutschland und morden.
Denn er wünscht – wie man hört –, daß nach diesen paar Wochen
die Lebenskraft unsres Volkes gebrochen,
und daß irgendwo modern unsere Knochen.
Herr Brown ist zwar selbst nur ein Schmierer, ein Kleiner,
doch der Wunsch, den er hegt, der ist nicht nur seiner.
Nein, mit ihm wünscht sich die ganze Mischpoche,
daß baldigst ihr Rachesüppchen nun koche.
Bloß: die Mischpoche mitsamt jenem Brown
hat wieder einmal daneben gehaun.
Denn, bevor „man“ den Sowjets bei uns freie Hand läßt,
wär's nötig, daß sie die Wehrmacht ins Land läßt.
Das brachte nicht Stalin und seine Bande,
das bringt die Mischpoche erst recht nicht zustande.
Sie mag sich deshalb unsertwegen
getrost auf Schwindel-Reklame legen! –
Herrn Brown hat die Tinte zu locker gesessen
und er hat für Sekunden zu schwindeln vergessen.
Er ließ zu früh aus dem Sacke die Katze,
er zeigte zu deutlich die jüdische Fratze. –
Nun kann Radio London schwindeln und lügen,
daß sich sämtliche Balken biegen –
Kein einziger Mensch mehr wird ihm vertraun!
Kein Mensch mehr! Vielen Dank, Mister Brown!

S.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0490
© Universitätsbibliothek Heidelberg

IM DIENSTE DER PLUTOKRATEN



„Wieviel muß ich diesen Gaunern wohl noch ins Haus schleppen?“

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0491

© Universitätsbibliothek Heidelberg

C. F. MEYER

„Eines aber verlangt das Schicksal, ehe es uns mit seiner Erfüllung begnadet – die totale Bewährung, die aus der ungebrochenen Kraft unserer Herzen und aus der Härte unseres unbeugsamen Willens erwächst: keiner gewinnt, der nicht den vollen Einsatz auf den Tisch wirft."

WÄRE NICHT LIEBE

Von
Peter-Fritz Prior

Wäre nicht Liebe,
was wäre dann! —
Ich sähe nicht dich
und du mich nicht an.

Quellen versiegten,
Wind stünde still.
Wüßte nicht Winter,
was Frühling will.

Trügen nicht Schwingen,
Vogelgesang.
Rauschte kein Klingen,
das Meer entlang.

Ging nicht die Sonne,
an blauem Saum.
Silberten Sterne,
nicht Schlaf und Traum.

Trânkte kein Regen
den Durst der Welt.
Wiegte sich golden
kein Ährenfeld.

Erschlösse kein Herz
sich knospengleich,
schenkte sich selbst nicht
unendlich reich.

Fassungslos weinte
kein großes Glück
sich still in die Hut
der Nacht zurück,

sehnsuchtsumschlossen
von Zauberbann. —
Wäre nicht Liebe, —
was wäre dann! —

Kladderadatsch

CHRONIK

Eine Neuerung im Theaterwesen Englands kündigt „Daily Sketch" an. Danach soll demnächst im Londoner Westend ein Negertheater eröffnet werden, das nicht nur von Negern verfaßte Theaterstücke aufführe, sondern auch in seiner schauspielerischen Besetzung ausschließlich aus Negern bestehe. Leiter des Unternehmens sei ein Eingeborener von den westindischen Inseln, der frühere Schlagersänger Robert Adams. „Daily Sketch" meint dazu, diese in der Geschichte des britischen Theaterwesens einzigartige Neuerung werde sich als „sehr interessant" herausstellen.

So neu ist diese Neuerung nun auch wieder nicht. Bisher haben Juden in London Theater gespielt, und nun kommen noch andere Exoten dazu. Und „Schwarzseher" machen sich ja auch in der Londoner Presse von Zeit zu Zeit bemerkbar, wenn es gilt, dem Publikum klar zu machen, daß die rosige Brille ein falsches Bild von der Kriegslage zeigt. Auf jedem Fall ist das Negertheater eine gute Vorschule für die Plutokraten, denen es schwarz vor Augen werden wird, wenn sie die Folgen ihres „reizenden Krieges" erleben und auskosten müssen.

*

Federn und Federhalter gehörten neuerdings zu den beliebtesten Gegenständen, die vom Publikum gestohlen würden, schreibt die Dubliner Zeitung „Irish Independent" aus London. Diese Diebstähle nehmen in einer Weise überhand, daß es fast unmöglich sei, an den Pulten der Postämter Formulare auszufüllen. Auch daß man jetzt in den Postämtern die Federhalter buchstäblich an die Kette lege, nütze nichts. Es fehlten dann sowohl Federhalter als auch Kette. Im übrigen sei infolge der Rohstoffknappheit der Federverbrauch der Postanstalten um ein Viertel gekürzt worden.

Sich mit fremden Federn zu schmücken, war seit eh und je britischer Brauch. Und die Erfahrung mit dem Federhalter an der Kette sollte den Politikern zu denken geben. Denn, wenn sie jetzt noch immer versuchen, Indien an die Kette zu legen, so werden sie eines Tages bemerken, daß Indien futsch ist, und die Kette, die Sklavenhalter-Armee, dazu.

*

Die Verdunklung paßt den New-Yorkern nicht mehr, so meldet „Daily Express" aus New York. Die Läden und großen Firmen wollten endlich wieder ihre Waren mit großen Neon-Plakaten anpreisen, und die Autofahrer sind es satt, mit abgeblendeten Lichtern durch die Hauptstraßen zu fahren, wo selbst die roten und grünen Verkehrslichter bis auf einen kleinen Schlitz unkenntlich sind. Der Kriegszustand hat für sie nun lange genug gedauert.

Da steht eben Meinung gegen Meinung: den New-Yorkern würden die politischen Verdunklungsmanöver der Leute um Roosevelt reichlich genügen, die Regierung wiederum möchte verhindern, daß den New-Yorkern ein Licht aufgeht. Anscheinend hat sie kein rechtes Zutrauen zu den jüdischen Verdunklungspapieren, die sich Zeitungen nennen. –eve–

Tölpel!

Auf eine Anfrage im englischen Unterhaus, ob Gandhi einige Briefe an die englische Regierung in Indien wirklich geschrieben hätte, entgegnete Indienminister Amery, darüber wolle er nichts sagen. Als der daraufhin gefragt wurde, wie sich das englische Volk eine Meinung bilden solle, wenn jede Information verweigert würde, gab er zur Antwort, das englische Volk brauche sich keine Meinung zu bilden.

Die öffentliche Meinung in den sogenannten „Demokratien" wird bekanntlich von der jüdischen Presse gemacht, das Volk hat sie nur hinzunehmen. w. p.

Nachträglich eingestandenes Greuelmärchen

Die Zeitschrift „The Tablet", London, klagt, vielleicht die unerwünschteste Emigration in England ist die österreichische; sie setzt sich aus 90 Prozent Juden zusammen.

Wer hätte auch sonst Grund gehabt, seinerzeit zu flüchten? k. v.

Gespräch am Broadway

„Wenn ich bedenke, wie Roosevelt den Unschuldsengel spielt, dann merke ich erst, daß mir die Rolle einer ‚Jungfrau von Orleans' direkt auf den Leib geschrieben ist."

Trost

Über das Schicksal von 1847 indischen Offizieren und 71 693 Mann kann die Kriegsabteilung der britisch-indischen Regierung keine Auskunft geben, da sie spurlos verschwunden seien.

Wenn Boses Freiheitsarmee in Indien einmarschiert, wird es den Briten schon klar werden, wo sie geblieben sind. w. p.

Die Mondgucker

Der USA.-Journalist Clapper teilt in einem Artikel die Welt nach den Plänen Roosevelts in drei Teile. Die USA. sollen ganz Amerika, Afrika und den Pazifik mit seinen Randgebieten erhalten, England den Mittelmeerraum mit den arabischen Ländern und die Sowjetunion außer Gebietserweiterungen in Asien ganz Europa.

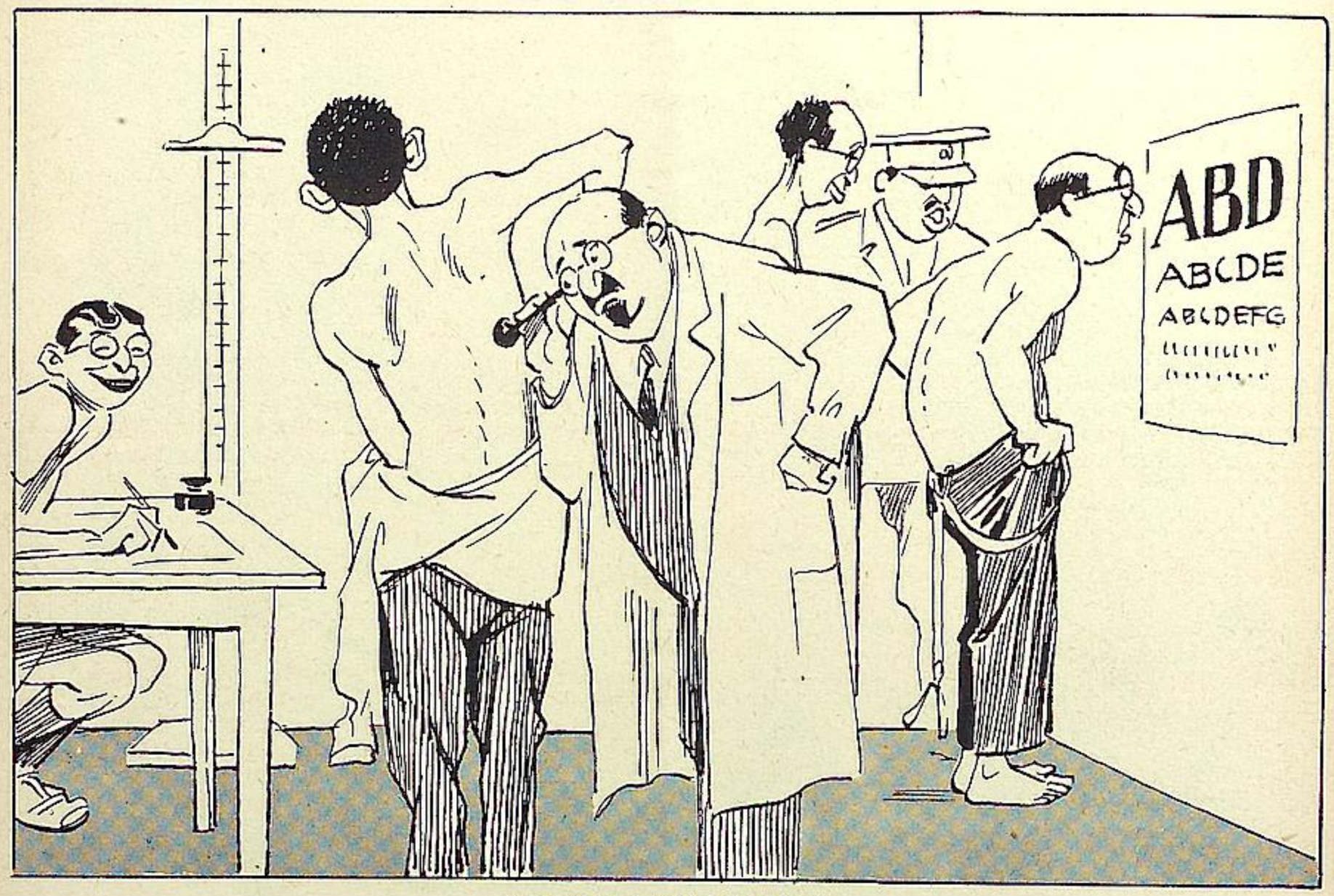
Und Tschungking-China, das seit Jahren für die USA. die Kastanien aus dem Feuer holt, darf selbstredend auch nicht leer ausgehen, es erhält den Mond. k. v.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0492
© Universitätsbibliothek Heidelberg

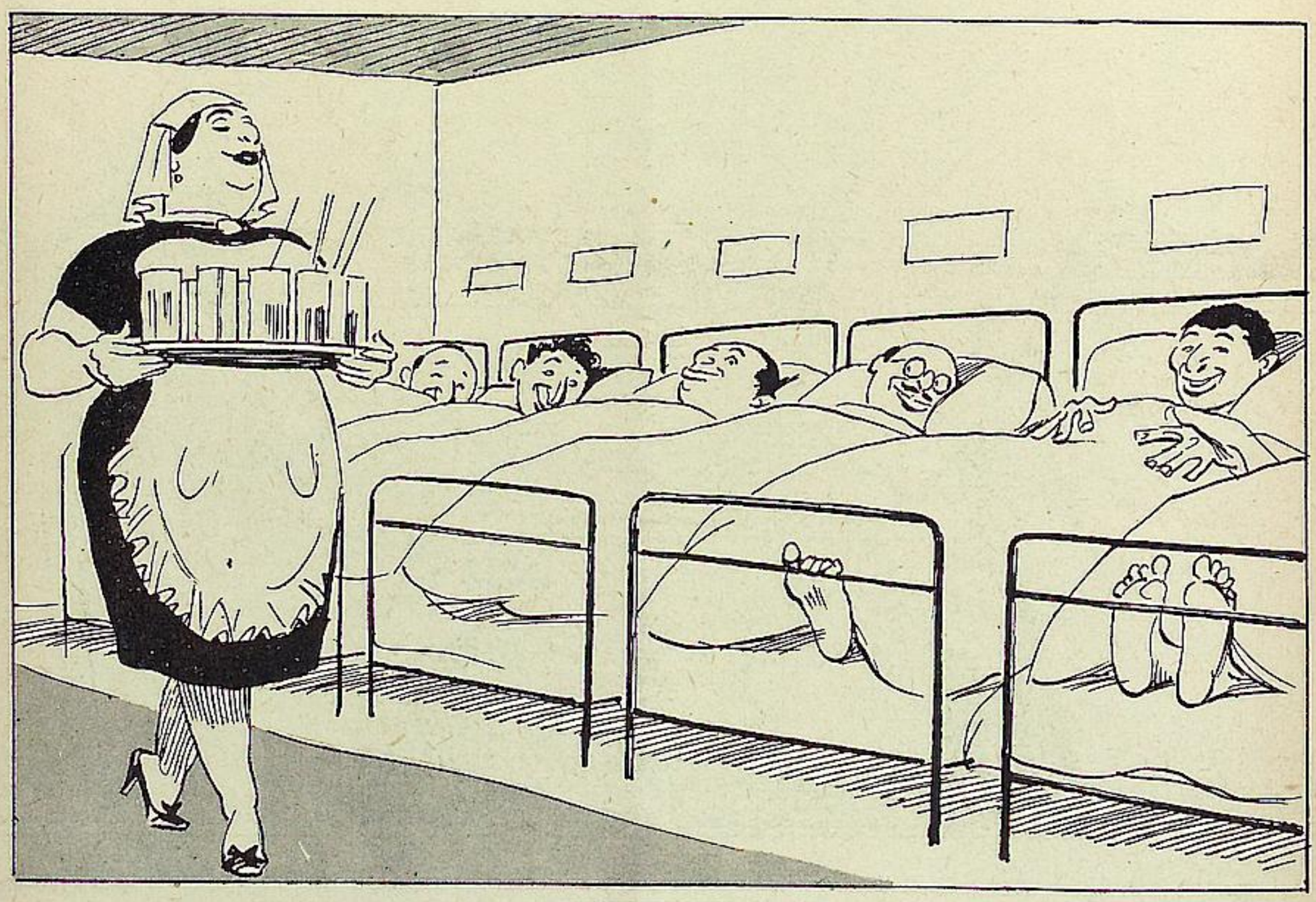
USA.-KOMMISSION ZUR „ERHALTUNG“ VON EUROPAS KUNSTWERKEN

„Es kommt drauf an, was wir erhalten, was du erhältst und was ich erhalte, sonst ist das Ganze e mieses Geschäft!“

Kladderadatsch



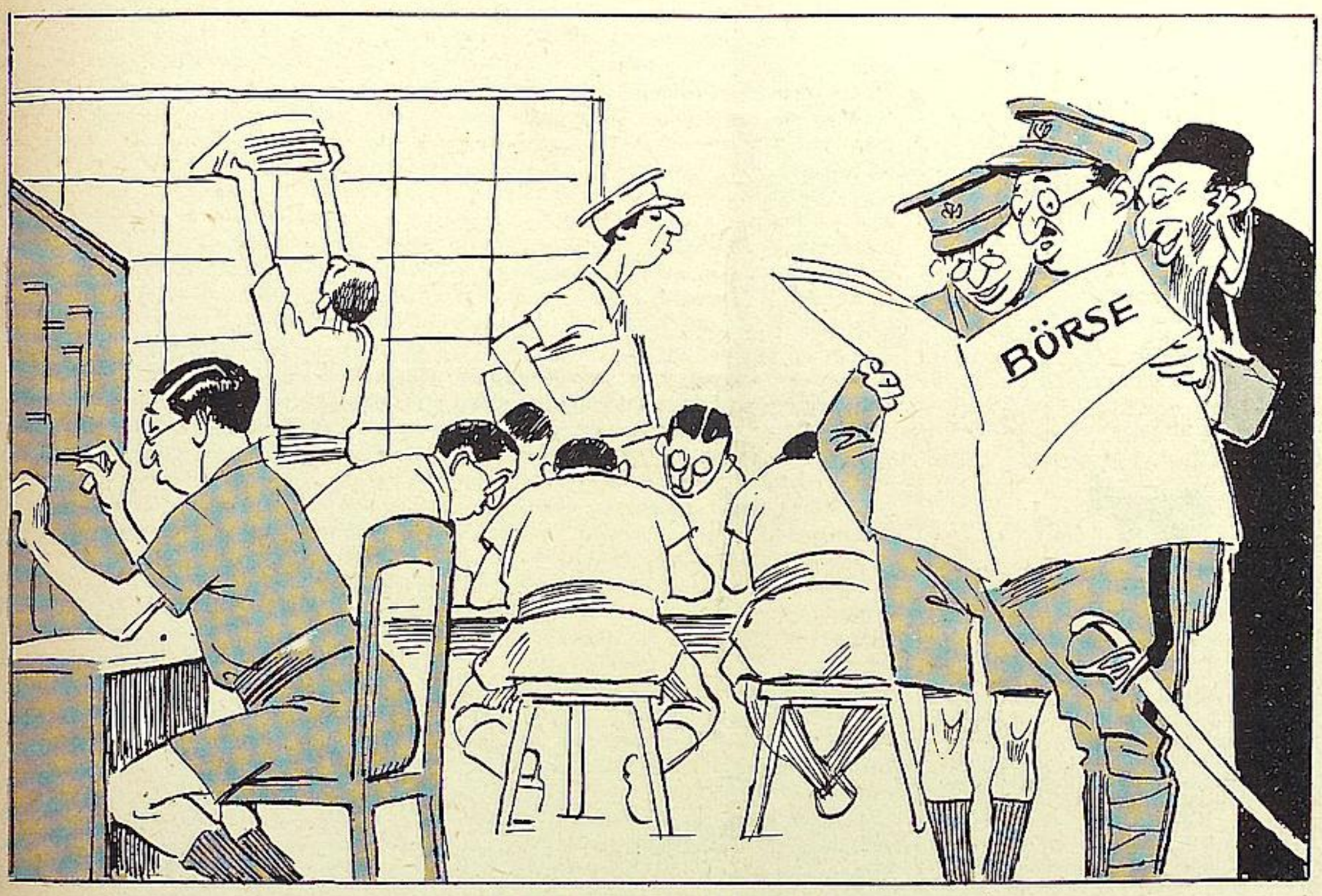
BEI DER AUSHEBUNG



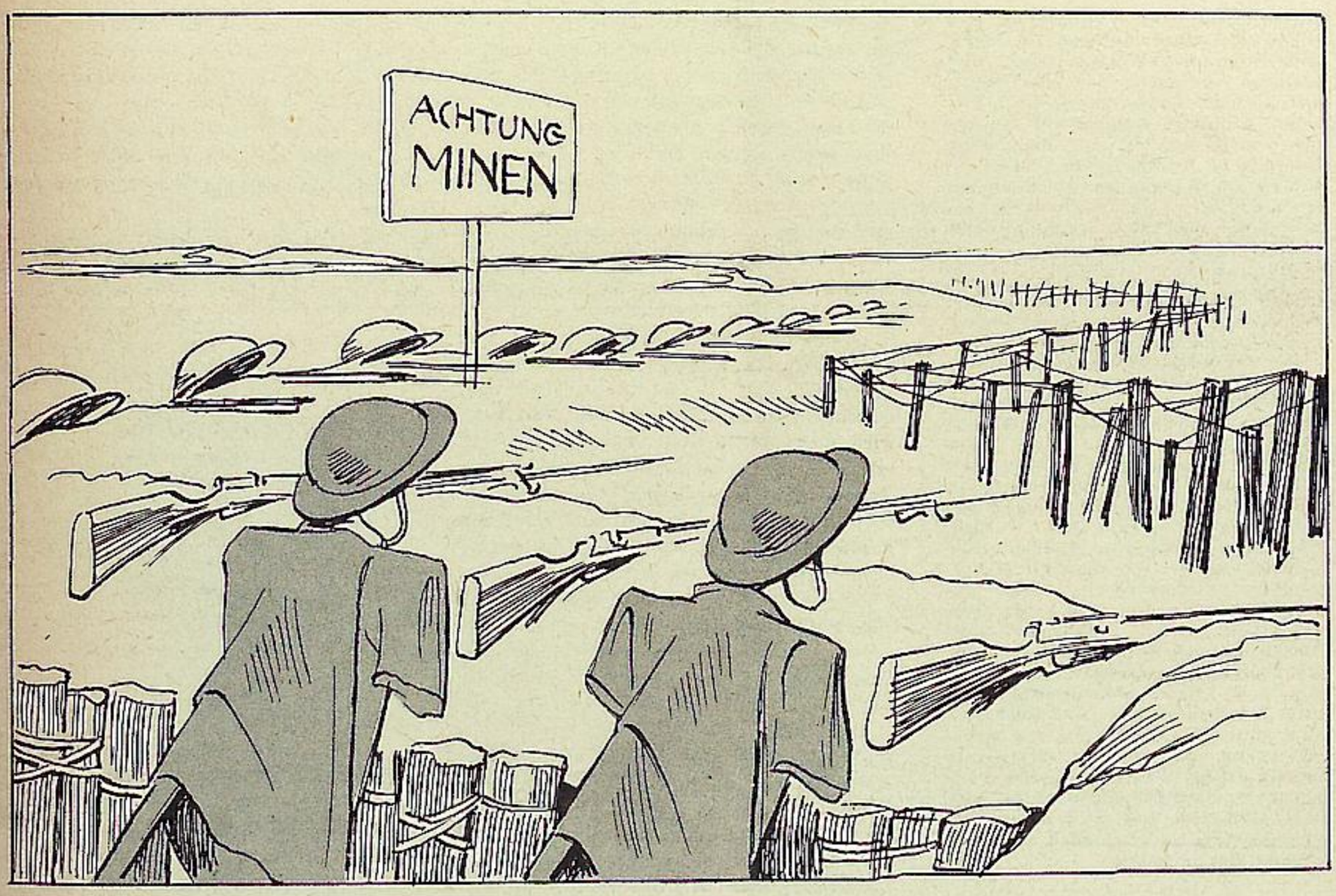
IM REVIER

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0494
© Universitätsbibliothek Heidelberg



IN DER KORPSKANZLEI



AN DER FRONT

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0495
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Porträt des Kladderadatsch

LEO SLEZAK

Von der Zunft der Tenöre müßte Leo Slezak eigentlich schon bei Lebzeiten ein Denkmal gesetzt werden. Nicht nur, weil er seine herrliche Stimme so klug und kunstvoll einzusetzen wußte, daß er Jahrzehnte hindurch den Ehrennamen „der größte Tenor deutscher Zunge" vollauf verdiente, sondern vor allem auch deshalb, weil er in Kunst und Leben durch das lebendige Zeugnis seiner Persönlichkeit das Märchen widerlegt hat, je größer die Leistung des Kehlkopfes sei, desto geringer die des Kopfes. Wenn wir heute des siebzigsten Geburtstages von Leo Slezak gedenken, so feiern wir damit eine — im Sinne Christian Morgensterns — „unmögliche Tatsache".

Dieser Mann, der eine glanz- und ruhmvolle Sängerlaufbahn im wahrsten Sinne des Wortes „sang- und klanglos" beendete, der ohne sentimentalen Abschiedsrummel die Stätte seiner größten Triumphe, die Wiener Staatsoper verließ, um eine neue Karriere zu beginnen, um Filmschauspieler zu werden, bewies allein da mit schon eine solche jugendliche Vitalität, daß man ihm seine Jahre nicht glauben möchte.

Und der Mann, der den Sprung vom genialen Gestalter des Lohengrin zum großartigen Darsteller des Wiener Fiakerkutschers machen konnte, der Mann, der uns im Tonfilm eine stattliche Reihe naturwüchsiger, herzenswarmer und menschlich glaubhafter komischer Charaktertypen vor die entzückten Augen stellte, dieser Mann steht ja als Komiker sozusagen noch in der ersten Jugend. Seo Slezak ein würdevoller Siebziger? Unmöglich! — Unmöglich, aber wahr! — Aber wenn auch der Sang des Heldentenors verschollen oder nur noch als Musikkonserve vorhanden ist, wenn die Filme, in denen wir ihn sahen, den Schlaf im Archiv gefunden haben: Slezak hat sich in unsern Herzen ein Denkmal gesetzt durch seine Bücher. Die Bände „Meine sämtlichen Werke", „Der Wortbruch" und „Der Rückfall" sind voller Köstlichkeiten, und jedesmal, wenn man sie vom Bücherbrett nimmt, um darin zu lesen, spenden sie einem das erquickendste Humorbad. Wir wünschen Leo Slezak noch so viele gesunde, heitere Jahre wie seine Bücher Seiten haben.

R. S.

DEMOKRATISCHES ALLERLEI

In den USA. sind sich die schwarzen und die weißen Neger gegenseitig ins Gehege geraten. Das kam so: die weißen Neger, die Juden, zu deren angestammten „Berufen" Mädchenhandel und Bordellbetrieb gehören, wollten die echtfarbige Konkurrenz ausschalten. Zu diesem Behufe entsandte der halbjüdische Bürgermeister von New York seine Häscher in das Negerviertel Haarlem. Dort sollten sie die schwarze Inhaberin eines Freudenhauses verhaften. Ein Negersoldat, der die Puffmutter und ihren Betrieb nicht mit Unrecht für sauberer und erfreulicher hielt als Wallstreet und ihre jüdischen Kriegshyänen oder gar als den „Bürger"-meister des Steinhaufens von Manhattan, haute dem Laguardiagardisten eins auf den Ballon. Dieser Schlag auf einen Hohlraum erzeugte gewaltiges Getöse, aus dem sich eine Schießerei entwickelte, der 543 Personen zum Opfer fielen. Die Neger von Haarlem dachten „Ach, Scheibe!" und schlugen diese ein, wo sie eine fanden. Vor allem an Schaufenstern, deren Inhalt sie mitgehen hießen. Denn sie wußten wohl: „Was dem Neger sein Freuden-, ist dem Juden sein Kaufhaus!" Und so mußten denn die Ramschladenhebräer schon bald den Verlust von 12,5 Millionen beklagen, deren Verlust vorher schon die Lieferanten zu beklagen hatten, denen die Waren abgegaunert worden waren.

Die Juden wiederum hielten sich dadurch schadlos, daß sie Laguardia veranlaßten, zum hehren Zweck der Verhaftung einer farbigen Kupplerin sechstausend Polizisten aufzubieten, die naturgemäß an anderer Stelle fehlten, etwa da, wo die Juden und ihre Mitgangster Rauschgifthandelszentralen, Versicherungsbetrugsorganisationen, den Schwarzen Lebensmittelmarkt oder andere „Erwerbsunternehmen" betreiben. Die Folgen dieser Abwesenheit von Polizisten an der Stelle, wo sie gebraucht wurden, spiegeln sich bereits in den Meldungen der Plutokratenpresse. So läßt sich die „Daily Mail" aus New York berichten:

„Irgend etwas Unheilvolles geht mit New York vor. Überall in der Stadt sind Tafeln mit der Aufschrift „zu vermieten" zu sehen. Manche der Wolkenkratzer, so z. B. das berühmte Empire State Building, stehen zum Teil leer. Die Arbeitslosenzahl hat rund 250 000 erreicht. Tausende von Werkzeugmaschinen stehen außer Betrieb. New York wird eine ‚Geisterstadt' genannt. Parallel mit dieser wirtschaftlichen Depression tritt eine ausgesprochene Kriminalitätswelle auf, die bereits gewaltige Proportionen annimmt. Kriminalität dürfte für New York nichts Neues sein, aber wenn harmlose Passanten vor Mitternacht mitten in dem Herzen von ‚Muggers' angefallen werden, und ein Spaziergang im Central-Park — besonders für Frauen — zu einem gefährlichen Abenteuer wird, so ist wirklich irgend etwas nicht mehr in Ordnung."

Während man New York euphemistisch eine „Geisterstadt" nennt, ist offensichtlich in Quebec, wo sich die größten „Geister" der Plutokratien versammelt haben, von Geist keine Spur. Im Gegenteil: „Die sogenannten ‚Quebecgespräche' scheinen nach einer Meldung des ‚Daily Herald' alles andere als Gespräche, sondern eher Monologe zu sein, zumindest gilt das für ‚Unterhaltungen' Churchills mit Roosevelt. Gegen 9 Uhr abends, schreibt das Labour-Organ, kämen beide in einem großen Raum zusammen, in dem es einen gewaltigen Kamin, flankiert von zwei Sesseln und einem Sofa, gäbe. Roosevelt setze sich in den Sessel und Churchill auf das Sofa. Dann beginne Churchill 4—5 Stunden in einem Stück auf Roosevelt einzureden, ohne daß dieser sich zu Worte melde. Dabei bleibe es dann auch für den Abend. Am folgenden Morgen käme Roosevelt an die Reihe. Nach den allmorgendlichen Besprechungen mit seiner Begleitung erscheine Churchill bei ihm. Jetzt rede Roosevelt wie ein Wasserfall auf Churchill ein, der, an seiner Zigarre kauend, nachdenklich zuhöre. Den Mund tue Churchill aber nicht auf, zumal es zu seinen Lebensgewohnheiten gehöre, nichts, oder nur das allernotwendigste bei Tageslicht zu sprechen. Redselig werde Churchill erst, wenn man das Licht anzünde. Die Mittagsstunden würden von einem Waffenstillstand zwischen beiden beherrscht. Nach dem Mittagessen erhole sich Roosevelt zunächst von den Anstrengungen des Morgens, und Churchill bereite sich auf die Nachtsitzung vor. Gegen 9 Uhr abends beginnt dann der Monologturnus wieder aufs neue."

Churchill bereitet sich auf die Nachtsitzung vor? Das heißt: er tankt Whisky, und dann geht es weiter wie in dem schönen Liede: „Die Seele schwingt sich wohl in die Höh', juchhe, jedoch der Leib bleibt auf dem Kanapee!" Übrigens hat der „Daily Herald" in edler Bescheidenheit untertrieben: nicht nur was Churchill sagt, sondern auch was er denkt und tut scheut das Licht des Tages. Die monologische Form der Unterhaltung dürfte sich übrigens daraus erklären, daß beide Geistesriesen brav auswendig lernen mußten, was ihnen die jüdischen Auftraggeber vorgeschrieben haben. Jeder Einwurf und jede Unterbrechung brächte sie aus dem Konzept.

Aber das werden wir ihnen sowieso verderben, und Quebec bleibt verlorene Liebesmüh.

– lev. o

PFÄLZER DORF

Mit Duft von Akazien, Holder, Jasmin
und Heu das Dorf uns empfing,
und voller Bienenmelodien
die Fülle der Blüten hing.

Und auch die Reben blühten schon,
und Ginster glühte an Feldern,
fern leuchteten hell in dunklem Ton
Kastanien aus Föhrenwäldern.

Das Weindorf schlängelt im Tal sich entlang
am Berg, der schon abendlich schattet.
Da hocken am Haus auf dem Treppenhang
die Winzer, vom Tage ermattet.

Ein Pfeifchen, ein Schwätzchen, ein Lied ist genug
Erholung, ein Mägdlein träumt
vom Fels mit dem Falter- und Falkenflug,
wo sie mit dem Liebsten gesäumt.

Heinrich Noeren

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0496
© Universitätsbibliothek Heidelberg

DER HAI IM BRITISCHEN SCHWIMMBASSIN

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0497

© Universitätsbibliothek Heidelberg

AM RANDE DES ALLTAGS

Gottfried Keller war, wie man aus vielen Anekdoten weiß, ein Freund des edlen Rebensaftes, und es kam nicht selten vor, daß ihm — nach langer und feuchter Sitzung in der „Öpfelchammer" — die „Straße recht wunderlich" aussah. Als ihm wieder einmal „rechter Hand, linker Hand alles vertauscht" erschien, fragte er einen des Weges kommenden Bäckerjungen: „Sag mir, mein Sohn, wo wohne ich eigentlich?" Der Junge riß Mund und Nase auf und antwortete: „Aber Sie sind doch der Herr Staatsschreiber Keller, Sie wissen doch — —".

„Dummer Chaib", unterbrach der Dichter ihn unwirsch, „ich habe nicht gefragt, wer ich bin, sondern wo ich wohne!" — Wie das der liebe Alkohol häufig verschuldet — Gottfried Keller holte sich am Stammtisch die Gicht. Als sie ihn einmal besonders übel plagte, hieß er den Arzt kommen und erkundigte sich, ob er eine besondere Diät beim Essen einhalten müsse. „Mit dem Essen wärs schon recht", meinte der Medizinmann, „aber das Flüssige sollten Sie meiden Herr Staatsschreiber, das Flüssige!" „Siehst Du, Regele", sagte da Keller ärgerlich zu seiner Schwester, die ihm den Haushalt führte, „ich habe Dir schon immer gepredigt: 's ist nix mit Deinen vielen Suppen!"

* *

Friedrich Haase, der berühmte Gastspieler, hatte eine Schwäche: er war ungemein eitel und vor allem stolz darauf, mehr Orden und Ehrenzeichen zu besitzen als irgendeiner seiner Kollegen. Deshalb gastierte er auch besonders gern an kleinen Hof-Theatern, wo es in der Regel zur Vermeidung größerer Geldausgaben irgendeinen Hausorden als Honorar gab.

In Rudolstadt aber überreichte ihm der Fürst — in der Meinung, Haase besitze ohnehin Orden in Hülle und Fülle — nach Schluß der Vorstellung einen kostbaren Schmuck. Haase war enttäuscht, und die lieben Kollegen amüsierten sich: „Eine Dekoration wollte er haben, und ein Versatzstück hat er bekommen!" rs-rs.

Rechtssinn

In den chilenischen Anden gibt es einen Richter, dessen Rechtssinn so stark ausgeprägt ist, daß er sich wegen Trunkenheit und öffentlichen Ärgernisses selbst anklagte und verurteilte. Er hatte nämlich die Nacht vor der Sitzung sinnlos betrunken im Rinnstein verbracht.

Es ist anzunehmen, daß sein Rechtssinn nun auch noch so weit ging, daß er, um für seinen wichtigen Dienst nicht auszufallen, die Strafe nicht zahlte, sondern durch einen andern absitzen ließ. v. b.

Zäh ...

Ein Widder von 19 Jahren wurde aus dem Pariser „Jardin des Plantes" entwendet und schwarzgeschlachtet.

Die Täter müssen wahrhaft „hartgesottene" Sünder sein ... v. b.

Die Kirschen in Vaters Garten

In Mestre bei Venedig hatte der Vater eines sehr hübschen jungen Mädchens zum Schutz gegen Kirschendiebe eine Fuchsfalle aufgestellt. In ihr fing sich aber eines Abends der Liebhaber der Tochter des Hauses, der auf sein Hilfegeschrei dann auch noch von dem Vater eine Tracht Prügel bezog, weil letzterer glaubte, einen Kirschendieb gefaßt zu haben.

Der arme Liebhaber wird wohl merken, daß mit diesem Vater schlecht Kirschen zu essen ist! v. b.

Seelenharmonie

Ein Schnelligkeitsrekord —

Ein klassisches Beispiel dafür, wie die Engländer Musik zu schätzen wissen, brachte vor längerer Zeit die „Times" in einem Bericht über das Konzert des Herrn Sapellnikoff in der Aeolian Hall. Es heißt da wörtlich: „Liszts Sonate war eine erstaunliche Leistung. Sie wurde in 27½ Minuten gespielt — 5 % schneller, als Herr Sapellnikoff sie das letztemal spielte, wahrscheinlich 10 % schneller oder noch mehr, als andere Leute sie spielen." Es folgt dann noch eine Betrachtung darüber, wie nötig solche „Wirbelstürme" für manche Musikstücke sind. Vielleicht hat inzwischen ein „geistreicher" Engländer einen Musiko-Speedometer zur Erleichterung der Beurteilung musikalischer Leistungen durch englische Kritiker erfunden.

„Ich verstehe kein Wort!"

Wächter und Bürgermeister

In einer Stadt ein Wächter war,
Wo? hab ich nicht gefunden,
Der blies da schon so manches Jahr
Des Nachts, und rief die Stunden;

Und zwar war dies sein Methodus:
Er tat das Horn aufs Maul und blus,
Und denn pflegt er zu sagen:
Das Klock hat zehn geschlagen.

Einmal nun, eh er sichs versah,
War Wipp, der Rathausdiener da:
Gleich Marsch zum Bürgermeister!

„Was ruft er denn so falsch und dumm?
Der Klock heißts, Bärenhäuter!
Denn Klock ist genris masculum!
So ruf er also weiter!"

„Ihr Excellenz und Hochgeborn
Habt in der Stadt zu schalten
Sonst hätt ich wohl ein Wort verlorn:
Der Klock reimt nicht zu meinem Horn,
Drum will das Klock ich halten!"

„Er will nach einer solchen Tat
Noch wider den hochweisen Rat
Ein Wort und Obstat wagen?
Im Namen unsrer guten Stadt:
Will er bald der Klock sagen?
Das genus hat er uns verhunzt.
All unsre Ehr zerreißt er!
Meint er, man trägt das Schwert umsunst?
Ich schätze Wissenschaft und Kunst!
Und bringst mich da in solche Brunst — — —"

„Der Klock, Herr Bürgermeister!"

Matthias Claudius (1740 bis 1815)

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0498
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Briefkasten

Freiburg über Stade. O. W. Das „Stader Tageblatt" gibt in einem „Merkblatt für Badende" (Nr. 158 vom 9. Juli 1943) folgenden Rat: „Gehe nicht erhitzt ins Wasser (z. B. nach schnellem Lauf oder langem Sonnabend), sondern gönne dir Zeit, den Körper vorher abzukühlen (Dusche, Luftbad)."

Mit den „langen Sonnabenden" sind natürlich die des Hochsommers gemeint. Weshalb sie aber stärker erhitzen sollen als die anderen Wochentage und die Sonntage derselben Zeit, das ist uns nicht recht klar.

Feldpost. Hauptmann H. In einem Sonderbericht „Frankreich drei Jahre danach" der „Deutschen Allgemeinen Zeitung", Reichsausgabe vom 30. Juni 1943 haben Sie in folgendem Satz die letzten elf Worte angestrichen: „Vor den Cafés auf den Boulevards sitzen nach wie vor die Menschen zu jeder Tageszeit, aber sie schlürfen nur noch selten den geliebten Apéritif, sondern trinken einen Fruchtsaft oder eine Flasche Vichy, jenes Mineralwasser, das am Sitz des Marschalls Pétain sprudelt."

Was haben Sie sich dabei gedacht?

Radom. G. G. In Nr. 167 des „Hamburger Fremdenblattes" vom 19. Juni 1943 haben Sie eine Anzeige gefunden, laut derer Bauernhaus, Spargelplantage, gr. Gemüsegarten geg. Stellung einer Wohbüttel zu tauschen ist.

Was eine Wohbüttel sei, fragen Sie. Leider können wir Ihnen das auch nicht sagen. Der bekannte Althamburger Bürger Herr Hummel, bei dem wir dieserhalb anfragten, antwortete uns unverständlicherweise mit „Mors". Was der Tod mit der Angelegenheit zu tun hat, ist uns nicht klar. Wir sind ratlos.

Frankfurt a. M. Über das neu zu schaffende Ministerium für Südamerika in den Vereinigten Staaten wird in der „Frankfurter Zeitung" Nr. 346/47 u. a. gesagt: „Man nimmt jedenfalls an, daß im Ministerium für Südamerika in den Vereinigten Staaten erst nach eingehender Konsultierung der südamerikanischen Republiken geschaffen werden dürfte."

Danach wird in diesem neu zu schaffenden Ministerium überhaupt nichts geschafft; es handelt sich offenbar um eine recht unnötige Schöpfung Roosevelt'schen Größenwahns.

Holzmaden. Dr. E. Die „Pariser Zeitung" Nr. 198 sagt über die „Terrorbomben auf Rom" u. a.: „Wenn nun trotz der selbstverständlichen Bereitschaft Roms und der Römer, auch ihrerseits alle Laster des Krieges mitzutragen, ein besonderes Wort über diesen Bombenangriff gesagt wird, so deshalb, weil Rom eben keine beliebige Stadt wie tausend andere ist, sondern ein religiöses Zentrum und auch die einzige Stadt der Welt, die dem Auge in lückenloser Folge die steinernen Denkmäler von dreitausend Jahren abendländischer Geschichte darbietet. So gehört Rom nicht nur den Italienern, sondern der ganzen Welt."

Na, na: gegen das britische Laster der Bombenangriffe haben die Römer immer energisch protestiert.

WENDELIN DUDELSACK HAT EINEN UNFALL

Dudelsack im Mantelschwung
amtlicher Verdunkelung
radelt schnell und schneller.
Doch so klangvoll er auch läute,
auf daß Wohllaut sich verbreite,
dadurch wird's nicht heller.

So geschieht's, daß ihm ein Baum
streitig macht den Straßenraum.
Bruch, da liegt er bäuchlings.
Nicht nur, daß sich tief im Grase
einwühlt seine Griechennase,
etwas platzt ihm meuchlings. —

Doch als sachlich er erwog,
wie das Faktum sich vollzog,
scheint's ihm fast ergötzlich:
Nichts als Fallobst liegt im Kreise.
Mußte hier nicht auch der Weise
fallen ganz naturgesetzlich?

Kurt Arnold Findeisen

Olmütz. W. H. Sie schicken uns einen Ausschnitt, den Sie angeblich der „Mährischen Landeszeitung" entnommen haben, deren Nummer und Datum Sie uns freilich nicht mitteilen. Es heißt da: „Selbstmordversuch. In Lubna bei Kremsier versuchte ein 11jähriger junger Mann seinem Leben dadurch ein Ende zu machen, daß er versuchte, sich aufzuhängen. Zu diesem Zwecke ging er in den Garten seines Wohnhauses, suchte sich einen Baum aus und hängte sich daran auf. Zum Glücke erblickten den Lebensmüden die Hausleute, als dieser noch atmete. Sie schnitten den Selbstmordkandidaten ab und brachten ihn ins Kremsierer Krankenhaus. Er befindet sich außer aller Gefahr, will jedoch den Grund zu seiner Tat nicht angeben."

Sie bemerken mit Recht, es sei nicht verwunderlich, daß jemand, der mit 11 Jahren schon „ein junger Mann" ist und „sein Wohnhaus" hat, einen Grund für einen Selbstmordversuch nicht angeben könne. Aber könnte es nicht so sein, daß das Leben ohne Reiz für ihn war, weil er alles Erreichbare schon erreicht hatte? Selbstmord aus Blasiertheit?

Wien. Im „Neuen Tagblatt" Nr. 128 finden wir das Heiratsgesuch eines Polizisten, der sich als „Lustig" bezeichnet.

Warum soll ein Polizist nicht auch lustig sein? Zumal in Wien!

Karlsruhe. Die „Badische Presse" Nr. 174 schreibt über Portugal u. a.: „‚Neutralität ist weder bequem noch billig', erklärte Salazar. Die Wahrheit dieses Wortes wird allen Portugiesen täglich mehr bewußt. Bequem ist es bestimmt nicht, weder für die Regierung noch für das Volk, einen Zustrom von Ausländern dulden zu müssen, deren Lebensäußerungen sich nicht immer ganz glücklich dem Rahmen des allgemeinen Lebens einpassen. Billig sind weder die Oper, die Portugal durch die Erhaltung seiner starken Neutralitätsarmee bringen muß, noch können auch die finanziellen Zuschüsse als billig bezeichnet werden, die das Land bei der Bezahlung der erheblich verteuerten lebenswichtigen Einfuhrwaren leisten muß. Neutralität fordert Opfer, das wissen alle Portugiesen."

Den meist jüdischen Emigranten noch eigene Opernaufführungen vorzusetzen, erscheint allerdings als die Höhe der Verwöhnung.

DAS LETZTE WORT

Die Schwärme alliierter Politiker und Journalisten, die in letzter Zeit über Quebec herfielen, schreibt „Daily Telegraph", hätten die Versorgungslage der Stadt gründlich gestört. Viele Dinge des täglichen Lebens könne man überhaupt nicht mehr kaufen, während die Vorratskammern und Weinkeller der Hotels bald leer seien. Auch plünderten die fremden Besucher die Kleiderlager der großen Warenhäuser. An diesem Totalausverkauf Quebecs beteilige sich auch Frau Churchill, die man oft in den Geschäftshäusern einkaufen sähe.

Daß die Schnapsbestände einer Stadt bedenklich gelichtet werden, wenn Englands größter Whiskykonsument W. C. dort aufkreuzt, kann man sich ohne weiteres vorstellen. Dafür spricht ja auch die Tatsache, daß es anscheinend Churchills Durst war, der die Prognose eines britischen Sachverständigen Lügen gestraft hat, Großbritanniens Whiskyvorräte würden für die ganze Dauer des Krieges ausreichen.

Auch daß Englands Journalisten „stark im Nehmen" sind, kann keinen Menschen überraschen. Weiß man doch, daß Wikham Steed sogar von Benesch bestochen werden konnte, von dem sonst kein Hund mehr ein Stück Brot nahm. Sogar die Hamsterkäufe der Politiker kann man bei einigem guten Willen allenfalls noch verstehen: die Burschen wiegen sich in Illusionen darüber, daß man sie, wenn sie nur prima „in Schale" seien, in Kanada eventuell doch für gentlemen halten könnte, was zu Hause nicht einmal den Dorftrotteln einfiele.

Wer möchte sich aber unterstehen, Frau Churchill zu tadeln? — Sie kann eben die Seelenverwandtschaft mit ihrem Ehemann nicht verleugnen. Beide haben sie eine ausgesprochene Vorliebe für Ausverkäufe: W. C. betreibt den Ausverkauf des Empire, seine Frau beteiligt sich am Ausverkauf von Quebec. Er und sie hoffen, dabei einen „guten Schnitt" zu machen. Aber sie werden sich täuschen. Sie, weil „Gelegenheitskäufe" nie etwas wert sind; er, weil er am Ende selbst mit in die Konkursmasse kommt.

Heidelberg. In der „Badischen Presse" Nr. 170 heißt es in dem Roman „Monika im unheimlichen Haus" u. a.: „Ich habe mich entschlossen, nach einer schicklichen Pause, möglichst im Beisein von Fräulein Hellmer, die Wahrheit zu erzählen!" schloß Rickard. „Wenn sich Ihre Aussagen, die ich nachprüfen lassen werde, als richtig erweisen, haben Sie in reiner Notwehr gehandelt und keinerlei Weiterungen zu befürchten", meinte der Oberst. „Das habe ich mir gedacht", antwortete Rickard schlicht, machte eine kleine Wohnung, nahm sein Tablett wieder auf und verließ würdevoll das Zimmer."

Schade, daß der Dichter nicht wenigstens andeutet, wie man es anstellt, eine kleine Wohnung zu machen.

Verlag und Druck: Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin SW 68, Beuthstraße 6-8 — Hauptschriftleiter: Curt Hotzel, Berlin-Charlottenburg — Anzeigenleiter: Richard Albrecht, Berlin-Wilmersdorf - Z. Z. gültige Anzeigenpreisliste 3 — Fernruf 16 55 01. Postscheckkonto: Berlin 207 81 — Für nicht verlangte Einsendungen keine Gewähr. Alle Rechte für Texte und Bilder vorbehalten. Nachdruck auch mit Quellenangabe ohne Erlaubnis des Verlages verboten. Einsendungen sind an die Schriftleitung, nicht an einzelne Schriftleiter zu richten. Für Briefkastenbeiträge wird nichts vergütet — Copyright by Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin — Printed in Germany — Entered as second class matter, Postoffice New York N. Y. Der Kladderadatsch erscheint wöchentlich. Bezugspreis vierteljährlich direkt vom Verlag RM 3,60 zuzügl. Bestellgeld, monatlich durch die Post RM 1,20 zuzügl. Bestellgeld. Bestellungen nehmen auch alle Buchhandlungen, Bahnhofsbuchhandlungen u. Zeitungshändler entgegen. Abbestellungen nur mit monatlicher Frist jeweils zum Ablauf des Kalendervierteljahres.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0499
© Universitätsbibliothek Heidelberg

A 2.

G. 5442 2

SEIT 1848 DIE GROSSE POLITISCH-SATIRISCHE WOCHENSCHRIFT

STALINS SCHLEIFSTEIN

Kladderadatsch

EIN SPIEGELBILD DER DEUTSCHEN GESCHICHTE
UND DES WELTGESCHEHENS

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0500

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Kladderadatsch

NUMMER 38 · 96. JAHRGANG · BERLIN · 19. SEPTEMBER 1943 · PREIS 30 PF.

DIE SOMMEROFFENSIVE

GENERAL HUNGER TREIBT

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0501

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Der Bocksfuß

Genosse Stalin hat kirchliche Würdenträger der Sowjetunion empfangen und seine Bereitschaft geäußert, die „Heilige Synode" wieder einzurichten.

Was war die Welt doch früher einfach und klar! Der Engel war ein Engel, und der Teufel war Beelzebub. Zwar wußten wir, daß Luzifer seine Laufbahn auch als Engel begonnen hatte und dann erst gefallen war. Nach diesem Fall aber blieb kein Zweifel an seinem Charakter mehr übrig.

In unseren Sagen und Märchen, in unseren Geschichten der Kinderzeit, da war die Sache ganz klar und einfach: gewiß gab es da ehrbare Männer und schöne — ach so schöne! — Frauen, denen man auf den ersten Blick gar nicht ansehen konnte, daß sie alles andere waren als ehrbar und schön. Aber diese unsere Geschichten waren so beruhigend, weil es in ihnen doch immer noch ein Merkmal gab, an welchem man den Teufel in jeder seiner vielen Gestalten zu erkennen vermochte. Der seriöse Herr hielt vielleicht seinen Zylinder auf dem Kopf, um seine Hörner zu verbergen, und man brauchte den hohen Hut nur anzustoßen, um vollständig im Bilde zu sein. Oder er hatte einen Bocksfuß oder konnte den Teufelsschwanz nicht ganz verbergen. Und selbst in der Gestalt der schönen Frau vermochte der Teufel eine wirklich feine Nase über seinen Schwefelgeruch nicht hinwegzutäuschen. Wenn er nicht so primitiv war, auch in der weiblichen Frisur noch seine Hahnenfeder unterzubringen.

In den Geschichten unserer Kindheit, deren Wurzeln zweifellos im Mittelalter stecken, gab es ein Radikalmittel gegen den Teufel in jeder Tarnung. Das war — je nachdem — ein Tropfen Weihwasser, ein christliches Symbol, ein Gebet oder ein reines Herz. Wir alle waren sicher, daß bei der Anwendung eines dieser Mittel jeder, auch der hartnäckigste Teufel unter Verzicht auf seine Maskerade einfach verschwand. Und er ließ einen moralischen Sieger zurück.

Seit der liebe Gott die Engländer erfand, ist es aus mit dieser Klarheit in allen höllischen Gefahren. Seit auf jener Insel ein Volk heranreifte, das aus dem Gelingen einer Schandtat die Folgerung zog, daß der liebe Gott die Schandtat gutgeheißen hätte, war es aus mit jenem sicheren Kompaß in allen Seelennöten. — — Und es gab manch einen in manchem Volk, der nach einigen Jahrhunderten britischer Praxis in der Welt zu der Ansicht kam, daß der von Gott verstoßene Engel, der zum Teufel wurde, über seinen Herrn und Meister gesiegt habe. Wieder andere meinten, daß auch dies nur eine weitere Wirkung des Fluches sei, den die Juden durch ihren Kampf gegen Gott auf sich luden, ein Fluch, der sich nicht nur von Generation zu Generation vererbte, sondern auch auf Wahlerben übertrug. Diese meinten, daß das von den Engländern übernommene jüdische Erbteil sich genau so rächen werde, wie es sich an dem Volk rächte, das vor ihnen auserwählt zu sein glaubte.

Nun sehen wir bereits die dritte Generation dieses Fluches. Es sind die Bolschewisten.

Sie haben hunderte von Kirchen zerstört und tausende geschändet. Sie haben hunderttausende von Priestern gequält und ermordet. Sie verkündeten, daß Religion Opium sei für das Volk. Sie wetterten nicht gegen eine ihnen vielleicht unbequeme Organisation des Glaubens, sondern sie kämpften verbissen gegen den Glauben auch in der letzten Konsequenz, sie kämpften gegen den Geist, der die Materie erträglich macht. Religionsverächter waren Waisenknaben gegen diese Gottesleugner.

Für sie betete der Erzbischof von Canterbury. Für sie wurden Bitten in den anglikanischen Kirchen ausgesprochen — und man weiß nicht, ob sie zum Himmel oder zur Hölle geschickt wurden. Die anglikanischen Bischöfe können sich schmeicheln, daß Luzifer ihre Bitte erhört hat. Der blutige Stalin, der den Mord von Millionen — buchstäblich von Millionen — auf dem Gewissen hat, läßt eine heilige Synode zusammenrufen. Englische Zeitungen sehen schon in dem „Marschall Stalin" den Heiligen von morgen, den Papst der orthodoxen Kirche.

Diese Blasphemie übertrifft alles, was uns auf diesem Gebiete bisher Juden oder Engländer zeigten. Hier überschlägt sich die Tarnung so, daß der Bocksfuß des Teufels nicht mehr zu verbergen ist. Die Welt weiß, was sie von diesem unheiligen Heiligen zu halten hat — und es ist kaum anzunehmen, daß der liebe Gott der einzige sein sollte, der es nicht wüßte.

Hanton

Kladderadatsch

Ins fünfte Jahr

Sie hatten sich das sehr einfach gedacht
und auf Vorschuß Lorbeer genommen,
doch die Rechnung ohne den Wirt gemacht –
und alles ist anders gekommen.

Von Kreta stehn bis zum nordischen Meer
des Führers graue Kolonnen.
Und prahlt man „da drüben" auch noch so sehr –
damit ist noch längst nichts gewonnen.

Sie haben gelogen und haben gehetzt,
bis die Welt ein einziges Glutmeer.
Nun morden sie Kinder und hoffen jetzt,
daß gebrochen nun unser Mut wär.

Doch die Herzen und Hände, sie bleiben fest,
in wacher, steter Bereitschaft.
Der Glaube an Deutschland steht felsenfest,
und das Wissen, daß für uns die Zeit schafft.

Verbissen tut das Volk seine Pflicht
und durchschreitet stolz – ohne Worte,
erhobenen Hauptes voll Zuversicht
des fünften Kriegsjahres Pforte.

S.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0502
© Universitätsbibliothek Heidelberg

KULTURELLE WERTE IN DEN USA

„Da heißt es, wir hätten kulturelle Werte vernichtet, Bobby, hast du irgendwo ein Bankhaus getroffen?“

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0503

© Universitätsbibliothek Heidelberg

GUSTAV FREYTAG

„Dein Volk und dein Geschlecht haben dir vieles gegeben, sie verlangen dafür ebensoviel von dir. Sie haben dir den Leib behütet, den Geist geformt, sie fordern auch deinen Leib und Geist für sich."

EINEM KAMERADEN

Von
Erich-Armin Zacharias

Du gingst.
Es blieb im Licht
verklärt und kühl
dein Angesicht.

Du gingst.
Es blieb als Saat
im neuen Tag
des Mannes Tat.

Du gingst.
Es blieb ein Lied
aus deinem Mund,
ein Sommerlied.

Du gingst.
Das Schicksal schrieb
mit großer Hand!
Dein Lachen blieb!

Kladderadatsch

CHRONIK

Der Sonderausschuß zur Nachprüfung der Staatsausgaben in London hat einen Bericht veröffentlicht, in dem an den britischen Militärbehörden scharfe Kritik geübt wird. Die motorisierten Truppenverbände beschränkten sich bei ihren Übungen nicht nur auf das Manövergelände. Sie ruinierten Mauern und Zäune und fügten dem Lande große Ernteschäden zu. Bis zum 30. Juni beliefen sich die von den Geschädigten an die Militärbehörden gerichteten Ersatzansprüche auf 3 Mill. Pfd. Sterling. Durch Unvorsichtigkeit der Fahrer von Militärfahrzeugen wurden im Monat 6000 bis 6500 Verkehrsunfälle verursacht. Insgesamt seien bisher unvorsichtigen Militärpersonen 324 000 Verkehrsunfälle in England zur Last gelegt worden.

Da hat der „Sonderausschuß" die Taktik der britischen Armee gründlich mißverstanden. Sie wollte durch die Tat beweisen, daß sie nicht nur übervorsichtige Militärpersonen besitzt, die lieber andere Völker kämpfen lassen. Außerdem soll der Bevölkerung Mut gemacht werden. Sie soll sich persönlich davon überzeugen können, wie fürchterlich die Armee ist — sogar, wenn sie weit vom Schuß ist. — — Wir freilich sagen: „Sie ist es nur dann!"

*

Mit Gott für Roosevelt und Kaugummi!

So lautet der Text auf den Plakaten, die der Kaugummifabrikant Wrighley hat drucken lassen, nachdem er seine Kaugummifabriken wieder eröffnen darf. Die USA-Regierung hatte die Betriebe Wrighleys zunächst als nicht kriegswichtig stillgelegt. Daraufhin hat sich Wrighley als reicher Mann eine Armee von Ärzten und medizinischen Sachverständigen geholt, die die gesundheitsfördernden und nervenberuhigenden Wirkungen des Kaugummis versicherten. Schließlich erreichte Wrighley die Anerkennung des Erzeugungsministers, daß seine Kaugummifabrik kriegswichtig sei. Nun hat Wrighley als geschäftstüchtiger Mann Reklameplakate mit der obigen Aufschrift drucken lassen, und er plant weiterhin eine Broschüre über die zauberhaften Wirkungen des Kaugummis. Es wird hier u. a. heißen: „Kaugummi schützt vor Schlaflosigkeit. Kaugummi stählt die Nerven. Kaugummi erhöht die Abschußziffern. - Mit Gott für Roosevelt und Kaugummi!"

Die Sympathie der USA.-Regierung für das Erzeugnis des Herrn Wrighley ist ganz verständlich: Kaugummi ist dehnbar wie ein Versprechen Roosevelts, zwecklos wie eine Lüge des Herrn Knox, klebrig wie die amerikanischen Weltbeglückungsphrasen — und wenn den Yankees allmählich der Krieg sauer aufstößt, kann die Regierung behaupten, der Kaugummi sei daran schuld.

*

Der jüdische Regierungskommissar der USA, Lehman, Leiter des nordamerikanischen Amtes für Lebensmittellieferungen, erklärte kürzlich, die Summen, die man jetzt ausgeben müsse, um den Verbündeten mit Lebensmittellieferungen zu helfen, seien gering im Vergleich zu dem, was diese Staaten zu zahlen haben werden, wenn sie erst einmal ihre Kaufkraft wiedererlangt haben.

Mit anderen Worten: an den Schulden werden sie länger zu kauen haben, als an den Lebensmitteln.

*

Nach Berichten aus USA nehmen dort die Schwarzhandelsorganisationen riesige Ausmaße an. Wie in der Zeit der Prohibition der Alkohol, so werden jetzt Fleisch, Zucker und Kaffee verschoben. Insbesondere das Fleisch ist zu einem beliebten Schieberartikel geworden. In Washington selbst verschwinden etwa zwei Drittel des Fleisches, das nach der Stadt geliefert wird, in den Gefrierkellern der Fleischschieber. In New York bringt der Schwarzhandel mit Fleisch den „Meat-Leggers" einen Gewinn von 2,5 Millionen Dollars wöchentlich ein. Die Behörden sind den Gangstern gegenüber machtlos. Zudem werden die Lokalbehörden meist bestochen, und auch die Parteikassen erhalten reiche Beiträge aus diesen Schieberkreisen.

Mit anderen Worten: Nichts Neues aus Amerika!

*

Das Erscheinen einer Kommission von fünf nordamerikanischen Senatoren auf den englischen Flugplätzen hat in England großes Mißbehagen ausgelöst. Aufgabe der Kommission ist es, dem amerikanischen Kongreß darüber Bericht zu erstatten, wie das Leih- und Pachtmaterial, das die USA nach Europa schicken, verwandt wird. Die Kommission ist nach England gekommen, ohne von der englischen Regierung eingeladen zu sein. Die Kommentare, die die englische Presse an ihr Erscheinen knüpft, sind nicht besonders höflich. So werden die USA-Senatoren von der englischen Wochenzeitschrift „News Review" mit dem ehrenvollen Beinamen „Oberschnüffel-Kriegstouristen" ausgezeichnet.

Worüber wundern sich eigentlich die Tommies? Daß der Gerichtsvollzieher auf die Einladung des Schuldners warten soll, ist eigentlich ein bißchen viel verlangt. Und daß in einem Lande, dessen Zustände zum Himmel stinken, geschnüffelt wird, ist auch ganz natürlich. -eve-

DIE NEUERER

Verdis Grabkapelle bombardierten
„Weltbeglücker" — lächelnd höchst apart —,
Menschen, die sich niemals offen zierten,
sich zu nennen „höhrer Wesensart".

Auf das Grab des großen Komponisten
— so, als wär' er ihnen fremd und feind —
krachten Bomben der Kultur-Sadisten,
die um Fortschritt der Kultur geweint.

Und dies Weinen läßt den Groll verschwinden.
Eine edle Note eignet ihrem Ziel.
Angelsächsisches Musikempfinden
paarte sich mit negerhaftem „Taktgefühl".

Willi Paetsch

Kein Wunder

Der „Daily Herald" kritisiert scharf die amerikanisch-britische Militärverwaltung als ein rein plutokratisches Unternehmen.

Ist ja kein Wunder, da ja an der Spitze der Teilhaber einer Londoner Bank steht. a. st.

Merkwürdige Verkennung

Die Londoner Zeitschrift „Statist" wirkt wie ein weißer Rabe mit ihrer Feststellung, es sei ein Symptom hochgradiger Verrücktheit, sich schon jetzt auf Anregung Roosevelts in Plänen für eine Ordnung Europas nach dem Kriege und ähnlichen Phantasien zu tummeln, als ob England und seine Bundesgenossen den Krieg bereits gewonnen hätten.

„Statist" hatte also Roosevelt bisher immer noch für normal gehalten. k. v.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0504

© Universitätsbibliothek Heidelberg

GEFAHREN DER ZWIESPÄLTIGKEIT

„ . . . reicht mir mal die Doppelflinte!"

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0505

© Universitätsbibliothek Heidelberg

ELEANOR MACHT VO

Von Quebec durch die Südsee nach Au

„Churchill fand ich in Quebec erstaunlich verjüngt. Ich habe beim Swing noch nie einen solchen Schwung bei ihm erlebt."

„Den australischen Känguruhs habe ich beigebracht, wie man große Sprünge macht."

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0506

© Universitätsbibliothek Heidelberg

HT VON SICH REDEN

die Südsee nach Australien und zurück

„Ich war die erste weiße Frau, die viele auf den Pazifik-Inseln stationierte Amerikaner seit zehn Monaten zu sehen bekamen."

„Das Herz des alten Kopfjägers Cani-Bali und die Unterstützung seines Stammes im Kampf für die Zivilisation gewann ich, als ich in vorbildlicher Weise sein Kawa kaute."

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0507

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Porträt des Kladderadatsch

HILDE KOERBER

Wir haben es hier schon zu oft betont, als daß wir es noch einmal ausdrücklich verkünden und begründen müssen: unsere Bildnisgalerie von Filmschauspielern beschränkt sich keineswegs auf die Komiker und Humoristen. In ihr hat vielmehr Jede und Jeder Platz, dem wir — als Betrachter von Bühne und tönender Leinewand — besondere, nachhaltige Erlebnisse verdanken.

Daß dazu ohne Zweifel Hilde Koerber gehört, bedarf keines Wortes. Sie gehört zu den am stärksten ausgeprägten Individualitäten des deutschen Films, und das hat sie vor dem Abgleiten ins lediglich Typenhafte bewahrt.

Die Rollen, die Hilde Koerber — nicht spielt, sondern vorsetzt — sind alles andere als heiter oder gar komisch. Sie entrollen meist Bilder von der Nachtseite des Lebens. Früher hätten fingerfertige Macher und Effekthascher daraus agitatorische, sozialkritische Tendenzdarstellungen gemacht. Hilde Koerber konnte seit jeher auf solche Mätzchen verzichten. Sie gibt immer das rein Menschliche, und sie wirkt immer durch die pathoslose Echtheit dessen, was sie spricht und tut.

Sei es nun, daß sie aus der Gestalt eines freudlosen „Freuden"-Mädchens ein erschütterndes Charakterporträt macht, sei es, daß sie — wie in dem großartigen Robert-Koch-Film — die in den Aberglauben verirrte Herzensstärke einer primitiven Frau vom Lande unnachahmlich Gestalt und Wirklichkeit werden läßt, immer vermag sie, an unser Innerstes zu rühren. Woran liegt das wohl? Der Zarah-Leander-Film „Damals", in dem Hilde Koerber eine besonders eindrucksvolle Szene im Wartezimmer eines Krankenhauses spielt, verrät es ganz deutlich: es ist das Mütterliche, das allen Gestaltungen dieser Darstellerin ihre große Überzeugungskraft gibt. Diese kleine, zarte Frau vermag das große Lieben- und Leidenkönnen aller Mütter zu empfinden und auszudrücken. Und weil sie aus Menschlichstem schöpft, rührt sie in uns das Menschlichste an. Und das ist wohl das Höchste, was schauspielerische Kunst überhaupt zu bewirken vermag. R. S.

DEMOKRATISCHES ALLERLEI

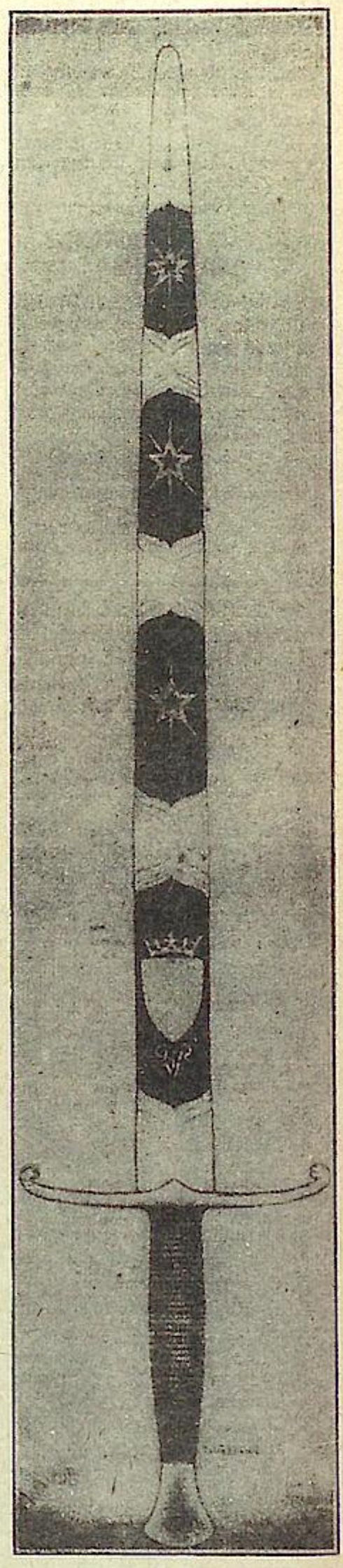
Einer, dessen Name deutlich verrät, daß sein Träger zu den Ureinwohnern von „Gottes eigenem Land" gehört, der „Stockamerikaner" Karl Schriftgiesser also, hat ein Buch verfertigt, das unter dem Titel „The amazing Roosevelt-Family 1613—1943" eine angebliche Familiengeschichte des Kriegsverbrechers Nr. 1, in Wahrheit aber das enthält, was man in dem jüdischen Mamme-Loschen des Herrn Schriftgiesser Schmonzes oder Petites nennt.

Da kein Hund im Jahre 1613 von der Existenz der Roosevelts Notiz genommen hat und da das Gedächtnis in dieser Familie sehr gering entwickelt ist, weiß man von den Anfängen der Präsidentensippschaft so gut wie gar nichts.

Die Phantasie des Schriftstellers Schriftgiesser kann sich also ganz hemmungslos austoben. Das tut sie denn auch. Sie versetzt die Ahnen des Weißhäuslers kurzerhand unter die Fahrgäste der „Mayflower", des ersten europäischen Auswandererschiffes, das Amerika erreichte. Das hätte Herr Schriftgiesser nun eigentlich nicht tun sollen, denn seine Beschreibung der „bewunderungswürdigen", „erstaunlichen" Vorfahren des Herrn Präsidenten legt doch dem Leser die Frage nahe, ob es nicht recht bezeichnend sei, daß der Nachkomme eines Mayflower-„Aristokraten" ein ganz gewöhnlicher Schieber und Gauner ist. Denn über den leider lebenden Franklin Delano Roosevelt kann man nicht so hemmungslos fabulieren wie über sagenhafte Ahnen aus dem Jahre 1613. Wenn Herr Schriftgiesser versuchen wollte, ihn mit einem feierlichen Faltenwurf aus Hirngespinst und Lügengewebe zu drapieren, müßte er selbst bald am Hungertuch nagen, denn die Kenner würden sagen: „Nebbich! Ich hab den Rosenfeld noch gekannt, wie er hat gemacht düstere Geschäfter. Ich hab ihm gekannt, wie er hat gemacht seinen großen Rebbach mit der deutschen Inflation. Was der Schriftgiesser da schreibt, is nix gehauen und nix gestochen", und würden das Buch über die erstaunliche Familie Roosevelt ungekauft lassen. Aber auch abgesehen vom Familienvorstand Franklin Delano ist mit der gegenwärtigen Degeneration derer aus dem Stamme Roosevelt wenig zu beginnen, wenn man nicht gerade eine Satire schreiben will. Und das liegt Herrn Schriftgiesser selbstverständlich fern. Er will das Schofar blasen und die Harfe schlagen. Er ist ein Hymniker. Und zu Hymnen bieten weder die Söhne des Herrn Präsidenten Anlaß (deren einer bisher als Heimkrieger den Ruhm errang, das schlechteste Benehmen weit und breit an den Tag zu legen, und deren anderer als Versicherungsfachmann sicherheitshalber gleichfalls jede Berührung mit dem Krieg vermieden hat, wie man ihn an der Front erlebt), noch Eleanor. Gewiß — wenn man sie besingen wollte, dann brauchte man um Superlative nicht verlegen zu sein. Man könnte ihr nachrühmen, daß sie das größte Gebiß im Gesicht habe, daß sie das dümmste Zeug schwätze und schreibe und die geschmackloseste aller häßlichen Frauen sei — aber gerade das wollte ja Herr Schriftgiesser nach Möglichkeit vermeiden. Der „Manchester Guardian" hat da nicht ganz logisch gedacht. Denn das ist ja gerade das Erstaunliche an den Roosevelts, daß sie ohne besondere Leistung auf den Präsidentenstuhl gekommen sind.

Und daß zum Beispiel Franklin Delano eine einflußreiche Rolle spielt, hat außer einigen Naivlingen noch nie ein Mensch behauptet. Alle Welt weiß im Gegenteil, daß dieser Verbrecher nichts weiter ist, als ein Werkzeug und Sprachrohr des internationalen Judentums.

– icv. –



„Manchester Guardian" bildete in der Ausgabe vom 26.6.43 dieses Prunkschwert ab, das der englische König den B lschewisten stiftete. Als Schmuck zeigt es das Wappen des Königs und den Sowjetstern.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0508
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Wie sich die Bolschewisten die Verwendung des Ehrenschwertes vorstellen,
das der King den Sowjets stiftete.

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0509

© Universitätsbibliothek Heidelberg

AM RANDE DES ALLTAGS

Jeder englische „Lord" – ein Plünderer –

Die englischen Lords, wie sie alle auch heißen mögen, können in Wirklichkeit auf ihren Titel wenig stolz sein. Schon Freiherr von Hallberg-Broich, ein bayerischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, hat sich der Mühe unterzogen, den Nimbus dieses so hochgerühmten plutokratischen Titels zu entschleiern, und kam dabei zu folgendem überraschenden Ergebnis.

Das Wort „Lord" stammt aus den Zeiten 827 nach d. Z., als die Dänen in England landeten, um dort zu plündern, was in damaligen Jahren als keine verwerfliche Handlungsweise angesehen wurde. Die Engländer nannten damals einen müßigen Dänen, der sich reich gestohlen hatte, Lurdane oder Lorddane, wie man auch bis in die heutige Zeit im Norden einen müßigen Menschen mit „Lord" bezeichnete. Dieser schimpfliche Spottname wurde in England der Ehrentitel für ebensolche müßigen Menschen, die heute stolz alle Rechte für sich in Anspruch nehmen. In Wirklichkeit brauchen sie sich auf ihren Titel nicht allzuviel einzubilden, höchstens, daß sie auch in diesem Falle die Tradition hochhalten. —

Das kann gefährlich werden

Der westschweizerische Kanton Waadt ist bekannt für seinen guten Wein, und die Waadtländer sind keine Kostverächter. Kürzlich erhielten eine große Anzahl bekannter Persönlichkeiten ein mit dem Amtssiegel verschlossenes Schreiben mit folgendem Inhalt: „Angesichts Ihrer öffentlichen Stellung haben wir es für angebracht gefunden, Sie wegen übermäßiger Trunkenheit untersuchen zu lassen. Wir werden Ihnen die Behandlung vorschreiben, selbst wenn Ihnen das nicht passen sollte." Unterschrift: Einführungs- und Heilstelle für Alkoholiker. Eine große Anzahl politischer Leuchten des Waadtlandes ist jetzt auf der wilden Suche nach dem Übeltäter und fordert die strengste Bestrafung des Spaßvogels.

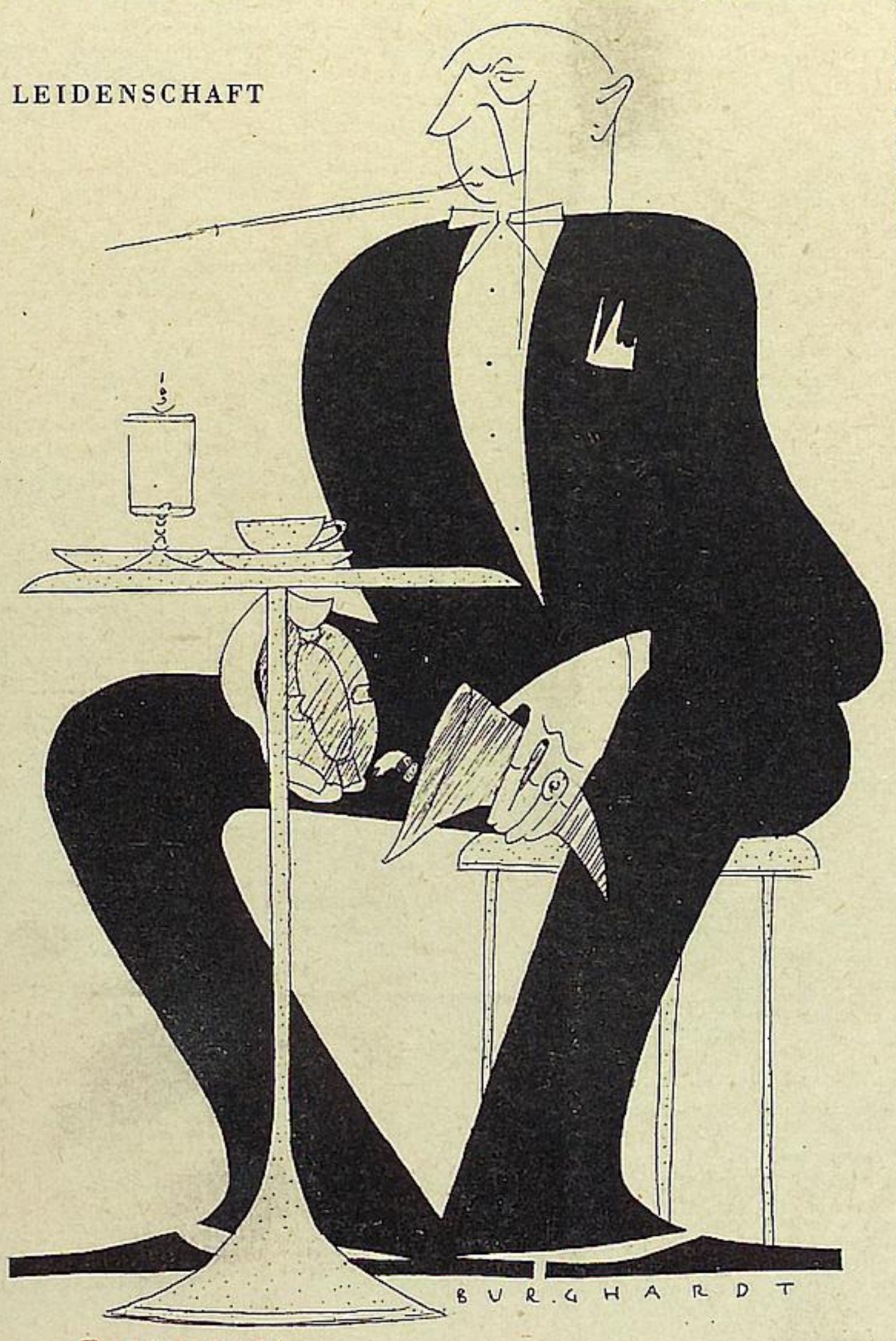
Gefährlich wird die Sache aber vielleicht, wenn sich der Spaßvogel erbietet, den Wahrheitsbeweis anzutreten. p. b.

Das alte Lied

Bis zum Jahre 1600 v. d. Ztw. besaß Silber in Ägypten höheren Wert als Gold, so daß man Goldsachen versilberte.

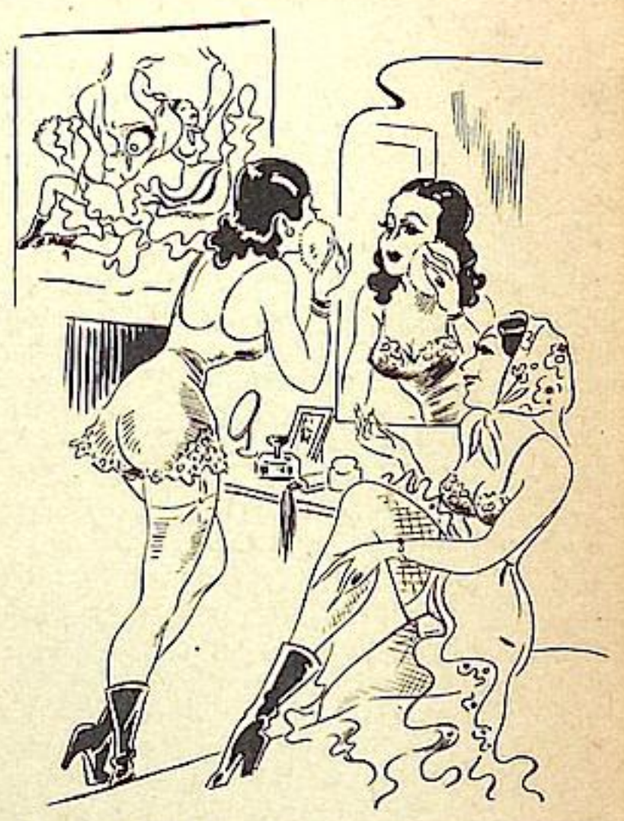
Das soll sogar heute noch passieren! h. k.

LEIDENSCHAFT



Kladderadatsch

Die Anfängerin



„Und dann noch eins, meine Liebe: sich niemals zu früh verausgaben . . ."

Unerläßlich

Aus Zwolle (Holland) lesen wir, daß in einer Familie Vierlinge geboren wurden, drei Mädchen und ein Knabe. Der Bericht schließt: „auch die Mutter erfreut sich eines guten Gesundheitszustandes."

Man sollte den Berichterstattern endlich zur bindenden Vorschrift machen, in solchen Fällen auch den Gesundheitszustand des Vaters mitzuerwähnen. v. b.

DAS LOCH

Ein Loch, von Standesdünkel trunken,
ist tief im Weltenschmerz versunken,

Es grübelt nach — und bald erkennt's
die Tragik seiner Existenz:

„Wir Löcher — das ist ungerecht! —
sind ein mißachtetes Geschlecht!

Nie wertet man uns absolut,
wie man's mit andern Dingen tut!

Wir selbst stehn außer Acht — es gilt
bloß immer das, was uns umhüllt!

Worin wir sind, will man nur wissen!
Ob wir das länger dulden müssen?

Man nehme uns als Loch schlechthin!
Ich bin ein Loch! Gleichviel worin!"

Und es erklärt, daß es auch frei
und rahmenlos vorhanden sei!

Dess' zum Beweise nun verläßt es
empört und flammenden Protestes

den Sitz (die Fassung sozusagen),
der es vom Ursprung an getragen.

So schwebt es losgelöst im Raum.
Doch ach! So ohne jeden Saum,

so nackt, von keinem Rand geziert,
wird es nun völlig ignoriert.

Nach langem Irren sucht aufs Neue
es einen Wohnsitz sich voll Reue.

Ein Strumpf auf strammem Mädchenbein
lädt lockend zum Bewohnen ein.

Kaum schlüpft's auf den erwählten Sitz,
nimmt wieder man von ihm Notiz.

Ei, wundert sich die Maid gar sehr,
wo kommt das Loch auf einmal her?

Und ordnungsliebend stopft sie's zu. —
Nun hat das arme Löchlein Ruh'! — —

Ludwig Landhoff

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0510

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Briefkasten

Wiesbaden. In der „Frankfurter Zeitung“ Nr. 361/62 findet sich folgendes Heiratsgesuch: „Lebenskamerad. Welcher berufstücht. Arzt, Ing., Arch. oder Wissensch. mit großer Herzensbildung, kinderlieb u. guter Charakter, natur-musikliebend, insbes. Sinn für schönes Familienleben, möchte gerne zw. bald. Heirat jg. geb. südd. Dame, 29, 1,65, evg., gutauss., hausfr. sehr tüchtig, dieselben Interess. u. Eigensch. bes., mediz. tätig, nicht unvermögend, kennenlernen und zugl. m. 2jähr. hübsch. Bübchen ein guter Vater sein (evtl. Witwer mit Kinder).“

„Naturmusik“ — das sind Laute, wie sie der menschliche Körper ohne Zuhilfenahme eines Instruments hervorzubringen vermag.

Frankfurt a. M. In der „Frankfurter Zeitung“ Nr. 361/62 findet sich folgendes Heiratsgesuch: „Selbst. Geschäftsmann, Mitte 30, 1,76 gr., evgl., vermög., jedoch einf. aus ländl. Kleinstadt, Witwer, gute Ersch., strebsam, vielseit. interess., wünscht eine intelligente, erbges., hübsche Ehekameradin, mögl. mit kaufm. Vorbild. aus gleich. Verhält. Witwe angenehm. Ernstgemeinte ausführl. Bildzuschrift (evtl. eine Gesamtaufnahme) erbeten. Diskretion zugesichert und verlangt.“

Bei der „Gesamtaufnahme“ denkt dieser vielseitig interessierte Geschäftsmann wahrscheinlich an alle üblichen Attribute der Dame: falsche Haare und Zähne, Busen- und Hüftenarrondissements usw.

Wilhelmshaven. M. Gr. In einer Mannheimer Zeitung (Titel und Nummer nicht festzustellen) findet sich folgende Verlustanzeige: „Korselette, Gr. 48, in der Nacht v. 15. auf 16. Juli v. Uhlandschule bis Wohlgelegenschule verl. Geg. 20,— Belohnung abzug. auf dem Fundbüro.“

So geht's, wenn Schulmädchen ihre Wäsche vorzeigen und auch noch ihre Korsetts ablegen, um damit zu renommieren!

Wien. v. B. Eine Wiener Zeitung erzählt von dem Kampf eines Storchenpaares — Vater Adebar hatte zwei seiner Jungen getötet, die Störchin wollte die Untat rächen. Zum Schluß lesen wir: „In der Hitze des Gefechts stürzten sie vor das Pferd eines Bauern. Dieser ergriff schließlich den Rabenvater, führte ihn zur Mordstelle hin und verabreichte ihm eine gehörige Tracht Prügel. Darauf freigelassen, flog er über die Netze in den Warthegau.“

Das Fliegen hat sich dieser Bauer augenscheinlich schon früher einmal von dem Storch beibringen lassen. v. h.

Gießen. K. St. In der „Hessischen Landeszeitung“ vom 1. August 1943 haben Sie den ersten Teil des folgenden Satzes rot unterstrichen: „Hochbeladene Erntewagen schleppen die Zugochsen zur Scheune, und schon reißen die blitzenden Scharen des Motorpflugs die feuergefährlichen Stoppelfelder zu neuer Saat um.“

Daß die Landleute selber hoch auf den letzten Erntewagen fröhlich nach Hause fahren, ist eine bekannte Sitte. Aber die Zugochsen oben auf dem Heu oder Korn? Das muß ein besonderer hessischer Brauch sein und scheint uns nicht ganz unbedenklich. atz.

MONDSCHEINBLÜTEN

O ihr Tage voll Gold
zwischen silbernen Nächten,
als ob Götter uns hold
wieder Frühling brächten!

In den Gartenherbst komm,
den von Sonne durchglühten!
Wie er mitternachts glomm
voller Mondscheinblüten!

Doch kein Baum gibt Bescheid,
wenn die Blätter verderben:
Ist es Glück oder Leid,
so in Schönheit sterben?

Heinrich Noeren

Hamm i. W. W. B. „Westfälischer Anzeiger“ vom 5. Juli 1943 weist darauf hin, daß die Hotels mehr Zweibett- als Einbettzimmer haben. „Deshalb“, so führt er weiter aus, „sind die Beherbergungsstätten, besonders bei Arbeitstagungen und Kongressen gezwungen, zwei männliche und zwei weibliche Gäste in einem Doppelbett-Zimmer unterzubringen, um bei der starken Nachfrage die vorhandenen Betten voll auszunutzen.“

Verstehen wir recht, so sind also in dem Zimmer zwei männliche und zwei weibliche Gäste unterzubringen. Wer entscheidet aber über die Verteilung auf die (doch wohl zwei) Betten? atz.

Frankfurt a. M. M. K. In der „Frankfurter Zeitung“ Nr. 131 findet sich folgende Anzeige: Jüngere oder ält. Dame gebild., mütterlich, erfahren, als stellvertr. Hausfrau für längere Zeit gesucht. Es gilt, 3 Kinder (zwei Knaben 6 und 9 J. u. ein Säugling) neben deren Mutter zu erziehen, während d. Mutter fertig studiert. Einfamilienhaus, kl. Garten, Zeitralheizg. u. Mädchen vorhanden. Gehalt nach Übereinkunft.“

Es sollte auch das Alter der erziehungsbedürftigen Mama angegeben werden, damit durch Einhaltung eines angemessenen Altersunterschieds das erforderliche Respektverhältnis hergestellt werden kann.

Berlin. v. B. Eine Berliner Abendzeitung schreibt in der Schilderung der Spielweise einer Schauspielerin als Hero: „Sie spielt wohl am intensivsten, wenn sie sich vom stummen Glücksrauch ihrer Liebe emportragen läßt.“

Wir stimmen Ihnen bei, wenn Sie dazu bemerken, daß der Glücksrauch der Liebe — bei Frauen mag er ja anders sein — bei Männern leicht hinterher den Wunsch entstehen läßt, seinen Platz lieber — bei den Nichtrauchern gewählt zu haben. v. b.

VOM SCHLAFEN

Es heilt der Schlaf, das ist gewiß,
so manche von den Wunden,
die uns der Kampf des Lebens riß.
Drum schläft bei Licht und Finsternis
der Mensch so manche Stunden.

Wieviele? Nun — das sagt sich schwer,
dieweil es ganz verschieden.
Acht Stunden braucht – womöglich mehr,
der eine; und ein anderer
ist schon mit vier zufrieden.

Das aber sag' ich frei und frank,
daß wir auch Menschen wissen —
nicht viele sind es, Gott sei Dank! —
die wohl ihr ganzes Leben lang —
geschlafen haben müssen. v. b.

Wilhelmshaven. M. Gr. Im „Wilhelmshavener Kurier“ Nr. 170 findet sich über das Pflückergebnis der Wilhelmshavener Jungen folgende Berechnung: „15 500 Zentner haben Wilhelmshavener Jungen in diesem Jahre gepflückt. Was bedeutet diese Zahl? Ein Güterzug faßt 50—60 Zentner Erbsen, 300 Güterwagen fuhren also mit den gepflückten Erbsen vom Jeverland direkt in die Konservenfabriken, denn die gepflückten Erbsen waren ja ausschließlich für diese Konservierung bestimmt gewesen.“

Ein Güterzug ist wahrscheinlich deswegen mit nur 50—60 Zentnern Erbsen berechnet, weil angenommen wird, daß viele Erbsen verlorengehen, weil die Jungen sie sich natürlich gegenseitig an den Kopf werfen.

Leipzig. A.T.Z. Nr. 160 der „Neuen Leipziger Tageszeitung“ vom 9. Juni 1943 enthält eine Anzeige: „Suche 2—3 Tonner Bridgen-Lieferwagen.“

Mit Ihnen wetten wir Hundert gegen Eins, daß die scheinbar angelsächsische Bezeichnung Bridgen-Lieferwagen nur die sächsische Form für „Pritschen-Lieferwagen“ ist. Wetten auch, daß die Anzeige durch Fernsprecher aufgegeben worden ist. atz.

Dortmund. W. B. Die „Westfälische Landeszeitung — Rote Erde“, Folge 171 vom 26. Juli 1943 bringt folgende Anzeige: „Zwei Schwestern, 33 u. 36 J., kath., 1,70 u. 1,72 gr., m. 10j. Töchterch., möcht. 2 nette Herren kennenl. zw. spät. Heirat.“

Man könnte wegen des gemeinsamen Töchterchens an ein Schwesternpaar nach Art der siamesischen Zwillingsbrüder denken, wenn die beiden nicht drei Jahre im Alter auseinander wären. So können wir aber nur sagen: „Erkläret mir, Graf Orindur!“

In einer anderen Anzeige derselben Nummer heißt es: „Witwer, rüst., 53 J., ged. Kavall., gr. stattl. Ersch., mit gut. Einkom., sucht m. Dame von 45—50 Jahr. evtl. Witwe oh. Anh. i. Briefw. z. tret. zw. Heirat.“

Rüstig, stattliche Erscheinung, gutes Einkommen — das ist schon allerhand. Aber gar gedienter Kavallerist? Das Rennen ist gemacht. atz.

Stuttgart. Im „N. S.-Kurier“ Nr. 125 findet sich folgende Heiratsanzeige: „Freundschaft u. spät. Heirat mit etwa 40jähr. Frau oder Frl., mit gut. Briefstil, zw. briefl. und pers. Anregung gesucht.“

Wo in der Ehe briefliche Anregung gesucht wird, da ist natürlich der Briefstil sehr wichtig.

Freiburg i. Br. P. N. Über die Kunst des Koches sagt der „Alemanne“ Nr. 168 u. a.: „Es ist die Kunst des Koches, gerade heute immer wieder erfinderisch zu sein, und von seiner Gabe hängt es ab, daß jedes Essen schmackhaft auf den Tisch kommt. Bleiben viele Brötchen übrig, die hart geworden sind, dann gibt es eben Hackfleisch, wohl zubereitet schmeckt es gut, denn nichts darf verloren gehen! Daher muß auf weite Sicht vordisponiert werden.“

Aus hart gewordenen Brötchen gutschmeckendes Hackfleisch herzustellen, das erfordert allerdings eine besondere Kunst des Koches. Man nennt das dann in Berlin kochkünstlerisch: „Schrippe im eigenen Saft“.

Verlag und Druck: Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin SW 68, Beuthstraße 6-8 — Hauptschriftleiter: Curt Hotzel, Berlin-Charlottenburg — Anzeigenleiter: Richard Albrecht, Berlin-Wilmersdorf — Z. Z. gültige Anzeigenpreisliste 3 — Fernruf 16 55 01. Postscheckkonto: Berlin 207 81 — Für nicht verlangte Einsendungen keine Gewähr. Alle Rechte für Texte und Bilder vorbehalten. Nachdruck auch mit Quellenangabe ohne Erlaubnis des Verlages verboten. Einsendungen sind an die Schriftleitung, nicht an einzelne Schriftleiter zu richten. Für Briefkastenbeiträge wird nichts vergütet — Copyright by Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin — Printed in Germany — Entered as second class matter, Postoffice New York N. Y. Der Kladderadatsch erscheint wöchentlich. Bezugspreis viertelj. direkt vom Verlag RM 3,60 zuzügl. Bestellgeld, monatl. durch die Post RM 1,20 zuzügl. Bestellgeld. Bestellungen nehmen auch alle Buchhandlungen, Bahnhofsbuchhandlungen u. Zeitungshändler entgegen. Abbestellungen nur mit monatl. Frist jeweils zum Ablauf des Kalendervierteljahres.

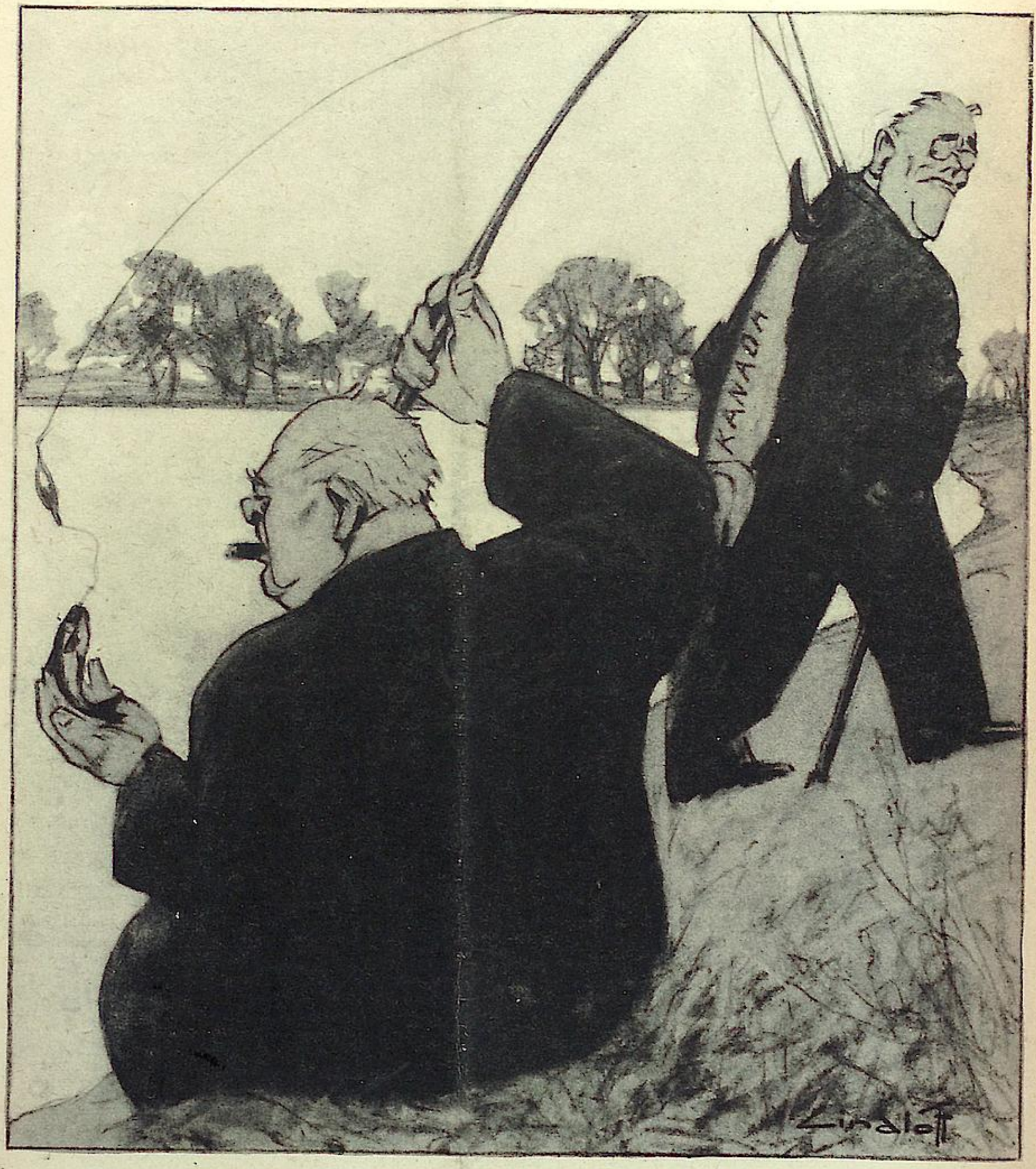
Wenn du den
Kladderadatsch
gelesen hast, so schicke
ihn in's Feld!

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0511
© Universitätsbibliothek Heidelberg

g. 5442 3

SEIT 1848 DIE GROSSE POLITISCH-SATIRISCHE WOCHENSCHRIFT



WENN ZWEI ANGELN GEHEN

Kladderadatsch
EIN SPIEGELBILD DER DEUTSCHEN GESCHICHTE
UND DES WELTGESCHEHENS

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0512
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Kladderadatsch

NUMMER 39 · 96. JAHRGANG · BERLIN · 26. SEPTEMBER 1943 · PREIS 30 PF.

Akad. Lesehalle Heidelberg

BADOGLIO: *„Majestät, geben Sie ruhig unser Schwert an Eisenhower ab – Sie haben ja noch den Dolch von 1915 . . .“*

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0513

© Universitätsbibliothek Heidelberg

Macht und Ohnmacht

Als Victor Emanuel und Badoglio durch List, Verrat und Gewalt die „Macht" in Italien in die Hand genommen hatten, stellten sie fest, daß ihre Hände leer waren.

Es ist ein eigenes Ding um die Macht. Sie läßt sich nicht stehlen wie eine goldene Uhr, sie läßt sich auch nicht entführen wie ein Schatz. Es ist etwas Geheimnisvolles um die Macht. Sie will ergriffen werden. Aber dem, der sie besitzen will, muß sie sich neigen. Und dem unköniglichen König neigte sie sich ebensowenig wie dem unsoldatischen Marschall. Vielleicht kam das so, weil die beiden nur die Macht suchten, um die Folgerung aus dem Gefühl ihrer Ohnmacht zu ziehen, die ihnen unheimlich geworden war.

Aus diesem Widerwillen der Macht gegen die Ohnmacht wurde die Tragödie der Unzulänglichkeit.

Der König und sein Marschall wollten den Frieden. Nun ist es mit dem Frieden so ähnlich wie mit der Macht. Wer sich in einem Krieg ängstlichen Herzens dem Engel des Friedens in die Arme sinken läßt, fühlt plötzlich, daß ihm die Rippen unter dem Druck des Kriegsgotts krachen, wenn er nicht in den Armen des Teufels aufwacht.

Auch der Engel des Friedens will ergriffen sein. Nicht von dem, der im Staube liegt und greinend nach ihm schnappt, sondern von dem Sieger, der ihm aufrecht entgegentritt. Auch der Friede neigt sich nur dem, der ihn mit starkem Arm ergreift.

So geschah es dem König und seinem Marschall, die winselnd hinter dem Frieden herliefen, daß sie einen Fußtritt erhielten: Wochenlang wurde ihre Bitte um Waffenstillstand überhaupt nicht erörtert. Als sie dann bedingungslos kapituliert hatten und nun meinten, daß ihnen der Friede sicher sei, auch wenn er sie zerträte, da wurden nach der Kapitulation noch die Städte Italiens vom Feind bombardiert.

Es muß für Victor Emanuel und Badoglio, die sich unter Frieden — weiß der Teufel — welche Hure vorstellten, eine grimmige Enttäuschung gewesen sein, daß dieser „Friede" Klauen und Zähne hatte.

Vielleicht glaubten sie gerade nach dieser Erkenntnis, den Segen des Friedens erschleichen zu können und ihn zu erkaufen mit dem Verrat des Bundesgenossen.

Auch unter den Sündern in Dantes Hölle, die ja eine ziemlich vollständige Auswahl darstellten, gibt es keinen, der dem König und seinem Marschall diese Tat und ihre Strafe vorgelebt und vorgelitten hätte. Wir müssen auf einen Dante der Zukunft warten, der uns die Strafe im Jenseits, die dieser Tat bestimmt ist, ausmalt. Ihre Vergeltung im Diesseits haben wir nicht ohne Genugtuung schon mit angesehen.

Sie mußten das Land, das sie zu ergaunern versuchten, fluchtartig verlassen. Das Volk, das sie zu erobern meinten, verfluchte sie. Der Feind, dem sie sich ergaben und den sie sich durch Verrat geneigter machen wollten, gab ihnen den Fußtritt. Die Landung feindlicher Truppen, die sie zur Übertölpelung des Bundesgenossen mit dem Gegner verabredet hatten, wurde zur verlustreichsten aller bisher überhaupt unternommenen Landungsoperationen. Der Bundesgenosse, den sie gefesselt ausliefern wollten, ging aus dem Abenteuer hervor, befreit sogar von den Fesseln der Rücksichtnahme, die er bisher hatte üben müssen.

Man kann das auch anders ausdrücken: Die Macht, die vom Ohnmächtigen nichts wissen wollte, neigte sich den Entschlossenen. Vom Engel des Friedens war nicht die Rede. Aber der Kriegsgott lächelte — — und nicht nur im Leben, sondern auch in der Mythologie bieten die Frauenspersonen die wahren Chancen, von denen man am wenigsten redet. Also schweigen auch wir davon.

Als Mussolini gestürzt und gefangen war, meinte der alte Zyniker Winston Churchill, man müsse Italien noch etwas im eigenen Saft kochen lassen. Nun, er hat die Suppe überkochen lassen. Und irgend jemand hat sich an dem heißen Topf die Finger verbrannt. Wir sind es nicht! Denn in den Tagen nach der Befreiung Mussolinis herrschte im Lager des Gegners ein ausgesprochenes Mißvergnügen, und heftigste Kritik wurde geübt an politischen und militärischen Fehlern, während bei uns — — der ganze Kladderadatsch gute Laune hervorrief.

Heiton

Dennoch – –

Dank sei dem Schicksal für all seine Gaben!
Einen Schuft soll man besser zum Feinde haben,
denn wenn er erkannt, ist er nicht mehr gefährlich,
und der Kampf um das Recht, der ist dann wieder ehrlich.

Besser ein Schuft mehr in der feindlichen Meute,
als ein Verräter an unserer Seite.
Die Waffen scharf und sauber die Front –
dann hat uns noch keiner besiegen gekonnt!

Wer wider uns angeht mit Lug und mit Trug,
der rechnet wohl schlau, doch nicht klug genug,
denn Untreue schlägt ihre eigenen Väter
bald oder später.

Dank sei dem Schicksal für all seine Gaben!
Einen Schuft soll man besser zum Feinde haben.
Im Meer des Vergessens sein Name verschwinde!
Stolz wehen unsere Fahnen im Winde:
„Dennoch!"

S.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0514

© Universitätsbibliothek Heidelberg

SEELENBUSINESS

CANTERBURY: *„Allergnädigster Herr! Wir überlassen Ihnen gerne das ganze deutsche Volk, wenn Sie von Ihrem Anrecht auf uns gütigst absehen wollen!“*

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0515

© Universitätsbibliothek Heidelberg

LUDENDORFF

„Der Geist des Volkes
ist in entscheidender Stunde
der Geist des Heeres,
das ist die ernste Erfahrung
des Weltkrieges."

NÄCHTLICHER SPUK

Von

Gerhard Maier

Die Waffen nisten wie Tiere
im nächtlichen Nichts,
lauern auf Beute,
rachsüchtig im Felde versteckt.
Plötzlich aber öffnen sich,
aufgeschreckt
zwei Riesenaugen
voll blauen, eisernen Lichts.

Die Blicke strömen wie leuchtende
die langen metallenen Bänder [Straßen,
ins Dunkel des Himmels gereckt.
Und nun haben sie ihn entdeckt,
haben den Störenfried eingefangen:
böse summt er, ein silbern Insekt,
droben hoch in des Lichtes
stählernen Zangen.

In bunten Fontänen
beginnt es zu spritzen und sprühen,
die schwarzen Wälder
speien Lichter empor,
wie farbige Kugeln aus Glas,
die flimmernd verglühen.
Zischende Schüsse umsausen
wie Geister das Ohr,
als trieben Kobolde scherzend
ihr Spiel im Raum.
Da recken sich Häupter
aus Gräben und Bunkern hervor,
schauen hinauf
und träumen vom Lichterbaum.

Kladderadatsch

CHRONIK

Churchill hat die Serie seines Erfolges beim Angeln während seines Ausfluges nach dem St. Lorenzgebirge fortgesetzt, und aus dem Lager wird gemeldet, daß er auch weiterhin immer einen guten Fang gemacht hat.

Aber diejenigen, denen er seine Beute servierte, fanden nicht nur die Fische, sondern auch den Angler ungenießbar.

*

Der Schwarzhandel mit Lippenstiften und Puder hat, wie „News Review" berichtet, in England ein in jeder Weise staatsgefährliches Ausmaß angenommen. Die Händler seien wahre Gangster, die sich in ihrem Schleichhandel aller Mittel bedienten, um schnell reich zu werden. Seitdem die Produktion von Puder, Hautkrem und Lippenstift im Sommer 1942 bis zu 65 % gekürzt wurde, seien die Schwarzhändlerläden wie Pilze aus der Erde geschossen. Sie verdienten Geld wie Heu. Eine Firma, die früher mit einem Kapital von 450 Pfund Sterling arbeitete, gebe heute für Anzeigen jährlich 50 000 Pfund aus und verfüge schätzungsweise über einen Jahresumsatz im Wert von 100 000 Pfund.

Die Kosmetikschieber knüpfen da nur an eine uralte, britische Tradition an: ein Kuß von Miß Britannia war ja immer für den damit beglückten tödlich. Und ob die schwarzgehandelte Hautkreme übler ist als die moralische Schminke, mit der John Bull das wahre Gesicht seiner Politik zu übertünchen trachtet, erscheint einigermaßen fraglich.

Nur in einem Punkte unterscheidet sich das „Kosmetik-Racket" vom britischen Empire, nämlich darin, daß dieses ehedem Milliarden für eine schwindelhafte Reklame ausgab, jetzt aber an Pfunden wie an Gewicht derartig abgenommen hat, daß es keine 450 Pfund mehr wert ist.

Wie dem aber auch immer sein mag: fest steht, daß — ob mit, ob ohne diesen Kosmetikbetrug John Bull bei anständigen Menschen als Aussätziger gilt. Und da einem solchen nun wirklich nichts mehr entstellen kann, spielt die Hautkrankheit durch „Schönheitsmittel" auch keine Rolle mehr.

*

Im Jahre 1938 schrieb ein Herr namens Ben Chaim in seinem in Zürich erschienenen Buch „Juda erwache!" folgende Sätze:

„Jetzt aber wird uns alle List und alle Schlauheit nichts mehr nützen, und keine noch so gerissene Geschäftsklugheit wird uns vor dem sicheren Untergang bewahren können ... Inzwischen nämlich ist die Welt selbst viel klüger geworden und weiß allen unseren Machenschaften rechtzeitig zu begegnen und zuvorzukommen!"

Wenn Roosevelt, statt an seinem Schreibtisch mit Miniatur-Eseln zu spielen, gelegentlich einmal ein Buch lesen würde, dann müßte er sich nach Lektüre des Werks von Ben Chaim vom Schreibtisch-Sessel erheben und sich der auf der Tischplatte aufgebauten Eselherde als Oberesel zugesellen, weil er sich mit einem so faulen Partner zu einer so sicheren Pleite vereinigt hat.

*

Der Charakter amerikanisch-sowjetischer Kulturverbundenheit wird beleuchtet durch den Besuch des Leiters des Jüdischen Theaters in Moskau, Salomon Mickoels, und des „russischen Dichters" Isaak Feffer in den USA.

„Wozu die Reisespesen?" fragt man sich da. „Die Juden machen doch sowieso überall das gleiche ‚Theater'!" -eve.-

Der ungetreue Hebräer

Der jüdische Arzt Weinberg mietete eine New-Yorker Hoteletage und erteilte dort wehrpflichtigen Männern Unterricht, wie sie sich bei der Musterung zu verhalten hätten, um als dienstuntauglich nach Hause geschickt zu werden. Der Londoner „Daily Expreß" bemerkt dazu, daß Weinbergs Methode ausgezeichnet funktioniert habe, denn die meisten seiner Schüler seien bei der ärztlichen Untersuchung als untauglich abgewiesen worden. Als Schulgeld verlangte Weinberg von 200 bis 2000 Dollar.

Weinbergs Verhaftung erfolgte, weil er Nichtjuden unterrichtet hatte. Denn Juden brauchten seine „Schule für Drückeberger" nicht zu besuchen. k. v.

Verkürzt

Auf einer Kayser-Werft bei San Franzisko wurden größere Korruptionsfälle aufgedeckt. 105 Millionen Dollar wurden ausgegeben, aber kein Schiff abgeliefert.

Sie haben nach verkürztem Verfahren gearbeitet, da die Tatsachen ergeben, daß die Deutschen die Schiffe nicht lange leben lassen. a. st.

Im Zeichen des vollkommenen Einverständnisses

Miss Dolly (London-Mayfair) bewirbt sich bei der in England stationierten USA.-Armee.

Freundschaftsprobe

Wie nachträglich bekannt wurde, beschuldigte Stalin anläßlich eines Prunkbanketts im Kreml Churchill, daß dieser 150 moderne Jagdflugzeuge aus einem für die Sowjets bestimmten Geleitzug gestohlen habe.

Natürlich hat Churchill dies nicht in böser Absicht getan. Er wollte sich durch diesen Diebstahl nur der Freundschaft des Bankräubers Stalin würdig erweisen. k. v.

Weltteilung

Der amerikanische Zeitungsmann Clapper teilte mit, daß nach Ansicht Roosevelts die Welt in drei Teile geteilt werden müsse: England solle den Mittelmeerraum und den Nahen Osten, die Vereinigten Staaten Nord- und Südamerika sowie ganz Afrika und die Sowjetunion neben Gebietserweiterungen in Asien ganz Europa erhalten.

Der Mond bleibt jedoch allen dreien vorbehalten, weil sie offenbar auch weiterhin dort zu leben gedenken. h. k.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0516

© Universitätsbibliothek Heidelberg

DAS GEBET DES RABBI DER R.A.F.

Der Großrabbiner der R.A.F. im Nahen Osten, Isidor Borodie, segnete auf einem afrikanischen Flugplatz Gruppen von englischen Bombern ein.

„Ist das nun ein englischer oder ein Moskauer Segen?“ – „Mensch, das ist doch dasselbe!“

Kladderadatsch

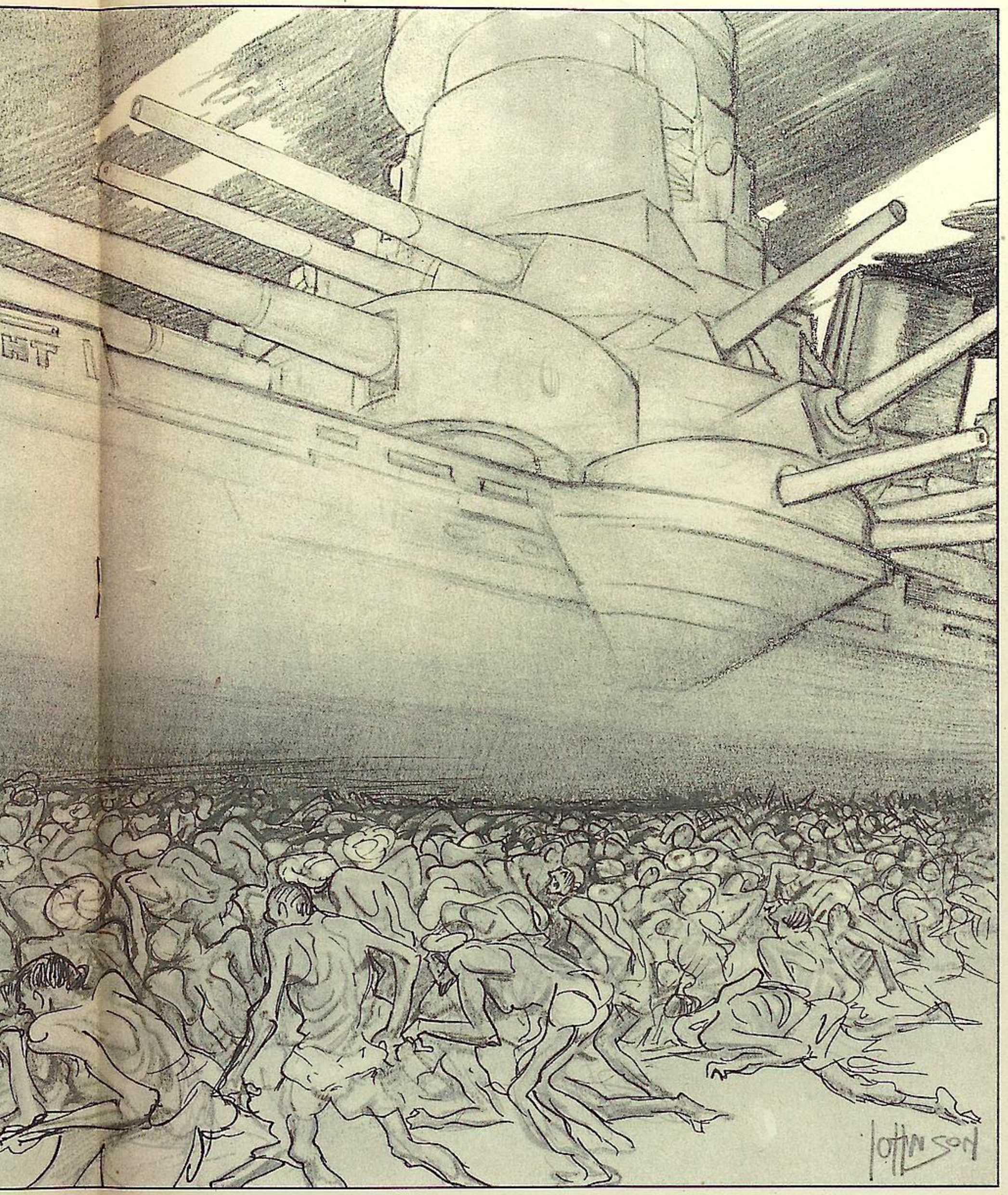
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0517
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Indien soll die Waffen schmieden, mit

Die britische Regierung verlangt vom indischen Volk, es solle aus seinen Ersparnisse

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0518
© Universitätsbibliothek Heidelberg

den, mit denen man es vernichten will



lle aus seinen Ersparnissen die Mittel zum Bau von Schlachtschiffen aufbringen.

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0519
© Universitätsbibliothek Heidelberg

Porträt des Kladderadatsch

HANS HOLT

Die Vertreter des jugendlichen Liebhaber- oder Bonvivant-Faches haben es im Tonfilm so schwer, weil man es ihnen so leicht macht. Man verlangt von ihnen meistens nicht viel mehr, als daß sie ihre gut geschnittenen Anzüge mit Grazie und salopper Haltung durch die Szenen tragen, daß sie in den heikelsten Lebenslagen heitere, überlegene Gelassenheit bekunden, am laufenden Spruchband Bonmots von sich geben und überhaupt so etwas Ähnliches wie einen modernen Märchenprinzen in Smoking, Frack, Tennisdreß und Sakko darstellen.

Dergleichen birgt naturgemäß für den Schauspieler die Gefahr in sich, mehr und mehr das stereotype Lächeln einer Schaufensterpuppe als einziges „Gestaltungsmittel" einzusetzen, d. h. künstlerisch zu verflachen.

Hans Holt, der seine Filmlaufbahn mit diesem Rollenfach begann, hat sich erfreulicherweise schnell vom Schema freigespielt und sich zu einem Charakterspieler von beträchtlichem Format entwickelt. So erinnere ich mich stets gern eines Films, dem die Balzacsche Novelle „Das Chagrinleder" als stofflicher Anlaß zugrunde lag, und in dem Holt den glücklich-unglücklichen Erben des Leders der tödlichen Wünsche gab. Er traf die eigenartige, aus Phantastik und Realität bizarr gemischte Atmosphäre der Dichtung ausgezeichnet, und es gelang ihm — was gewiß außerordentlich schwer war — sie überzeugend ins Filmisch-Optische umzusetzen.

Leider bietet der vorwiegend moderne Gesellschaftsstoffen zugeneigte Tonfilm darstellerische Aufgaben dieser Art nur selten. Er hat sein ureigenstes Feld, die Gestaltung dessen, was sich mit den Mitteln der andern Künste nun einmal nicht ausdrücken läßt, anscheinend noch nicht entdeckt. Aber diese eine Rolle Hans Holts bewies doch immerhin schlagend, welche großen Möglichkeiten in diesem Schauspieler stecken, und man kann hoffen, daß sie in Zukunft öfter und stärker für Rollen eingesetzt werden, die mehr vom Darsteller verlangen, als daß er eine irgendwie doch nur private Nettigkeit spazieren führt.

Echter Humor ist immer der Tragik seelisch benachbart, und einem Schauspieler, der die Bewährungsprobe des Ernstes nicht bestanden hat, glaubt man auf die Dauer auch die Heiterkeit nicht. Hans Holt hat diese Probe bestanden, und es wäre sehr erfreulich, wenn man ihm Gelegenheit gäbe, sich im Charakterfach weiter zu entwickeln. R. S.

Der tote Ochse

Daß ein toter Ochse klüger, menschlicher und vernünftiger sein kann als ein lebender Plutokrat, erscheint uns zwar von vornherein durchaus wahrscheinlich, aber es ist nur selten möglich, diese persönliche Überzeugung durch einen einwandfreien Beweis zu stützen und zu erhärten.

Heute sind wir nun einmal in dieser glücklichen Lage. Der Ochse, dem wir den ersehnten Beweis verdanken, lebte in Australien, bis es das Schicksal wollte, daß er einem jüdischen Schlächter gefiel und also geschächtet, das heißt bei vollem Bewußtsein ohne Betäubung auf barbarische Art gemordet wurde. Als er ausgelitten hatte, zuckten seine Beine noch einmal zusammen. Ein Muskelreflex hatte sie in Bewegung gesetzt, und zwar so heftig, daß einer der Hufe des toten Ochsen einen vorübergehenden Schlachthofarbeiter mitten ins Gesicht traf.

Dieser Fußtritt des toten Ochsen rief gewaltiges Aufsehen hervor, denn die anderen Schlächtergesellen erklärten sich mit der geschwollenen Visage ihres Kollegen solidarisch. Sie erklärten, so etwas brauche man sich nicht gefallen zu lassen, und sie würden die Arbeit nur unter der Bedingung wieder aufnehmen, daß in Zukunft auf dem Schlachthof in Sidney nicht mehr geschächtet werden dürfe.

Wie traurig muß es doch im Gehirn der „freien Männer" aussehen, wenn sie zwar den Fußtritt empfinden, den ihnen ein toter Ochse ins Gesicht versetzt, nicht aber den Fußtritt, den der durch keine vernünftige Erwägung zu begründende jüdische Schächtritus der Menschlichkeit seit Jahrtausenden versetzt hat. Denn zwischen dem Sadismus dieser sinnlosen Tierquälerei und der jüdischen Politik bestehen ja tiefe, innere Zusammenhänge. Das Schächten ist nur eine Ausdrucksform jüdischen „Geistes", jüdischer Grausamkeit und Herzlosigkeit. Das frevelhafte Heraufbeschwören von Weltkriegen mit all dem namenlosen Leid und Unglück, das sie über die Menschheit bringen, ist die andere. Und in der Sowjetunion ist man nach Jahrtausende hindurch geübten Tierversuchen nunmehr dazu übergegangen, das Schächten nichtjüdischer Menschen, das erbarmungslose, unsagbar scheußliche Hinschlachten von Millionen und Abermillionen zum obersten Grundsatz einer sogenannten Politik zu machen. Der rabbinische Schächtmeister auf dem Schlachthof in Sidney und die ihm stammverwandten Henker der GPU. sind nichts anderes als zwei verschiedenartige Erscheinungsformen des gleichen Prinzips der Ausrottung alles Lebendigen, das nicht jüdischen Ursprungs ist.

Aber der tote Ochse auf dem Schlachthof von Sidney tat immerhin das, was die Völker der Erde bisher noch immer versäumt haben: er trat mit dem Huf nach seinem Peiniger. Daß er dabei nicht den Richtigen traf, ist zweifellos darauf zurückzuführen, daß er eben schon tot war und daß nicht sein Hirn, sondern ein rein mechanischer Muskelreflex die Bewegung veranlaßt hatte. Aber wenn schon ein vernunftloser Muskel eines toten Rindviehs zu einer im Prinzip richtigen Reaktion auf jüdische Gemeinheiten fähig ist — welches geistige Armutszeugnis stellen sich dann die zweibeinigen Rindviecher in den sogenannten Plutokratien aus, wenn sie die Prozedur des Geschächtetwerdens widerspruchslos und ohne sich zur Wehr zu setzen ertragen.

Die Todeszuckungen ihres eigenen Volkskörpers bemerken sie nicht. Sie lassen sich vom jüdischen Kapital auf Schlachtfelder treiben und bilden sich gar noch ein, für Freiheit, Gerechtigkeit und andere schöne Dinge zu kämpfen. Sie sehen untätig zu, wie die Jugend ihrer Nationen unter dem jüdischen Schächtmesser dieses frevelhaft vom Zaun gebrochenen Krieges verblutet, und sie bringen nicht das bißchen Verstandeskraft und Geistesschärfe auf, sich gegen den Mordanschlag auf ihr Leben zu verteidigen. Sie spüren die moralischen Ohrfeigen nicht, die sie sich selbst tagtäglich ins Gesicht pflanzen, indem sie dem antimenschlichen Komplott der Schächter ihre Kraft und ihre Intelligenz leihen. Sie liefern sich selbst ans Schächtmesser.

Und es muß erst ein toter Ochse während der letzten Zuckungen seines Muskelapparates einen der Ihrigen ins Gesicht treten, damit sie gegen das Schächten auf den Schlachthöfen zu streiken beginnen. Auf einmal bemerken sie, daß ihre Menschenwürde mit Füßen getreten wird; aber sie wähnen, das geschehe durch die Füße des toten Ochsen, während es in Wahrheit durch die lebenden Schweinehunde geschieht.

Wahrlich, der tote Ochse von Sidney wurde zum grausigen Symbol einer enthirnten, entseelten und entmenschten Menschheit, die dabei vorgibt, für das zu kämpfen, was ihr durch unaufhörliche Zufuhr jüdischen Giftes längst abhandengekommen ist. Kein Satiriker der Welt könnte dergleichen erfinden, könnte auch nur mit der Fülle der Motive fertig werden, die ihm dieser eine Vorfall aus der nüchternen Wirklichkeit eines australischen Schlachthofes liefert. Er muß sich damit begnügen, sie aufzuzeigen. Seine Feder kann da nicht mehr ausdeuten und werten, sondern nur noch hinweisen: „Kommt her und seht wie ein toter Ochse Millionen lebendiger — aber offenbar nicht lebender, sondern nur vegetierender — Tommies, Yankees und ähnlicher Zweifüßler beschämt! Kommt her und seht im Kadaver dieses zu Tode gequälten Tieres das Bild eurer eigenen Zukunft, der ihr nicht entgeht, wenn ihr euch nicht endlich wachen Sinnes und mit bewußter Kraft dazu aufrafft, wozu noch der tote Ochse fähig war: dem Juden den Tritt zu geben, den er verdient!" -jcv.-

DIE BISMARCK-BRIEFE

Nun sind auch die Bismarck-Briefe verbrannt,
sie hingen gerahmt zu Haus an der Wand,
an Vater gerichtet von seiner Hand.

Der Jüngling hatt' ihm Verse geschickt,
geglüht in des Herzens feurigem Ofen,
zarter Liebe verehrende Strophen,
mit manchem bunten Gleichnis bestickt.
So kamen sie hundert- und tausendfach
hineingeflattert nach Friedrichsruh.
Der Kanzler, mit leise geseufztem „Ach"
schrieb eine Antwort artig dazu.
Obwohl sie Formel und Floskel war,
sie kam daheim auf den Haus-Altar.

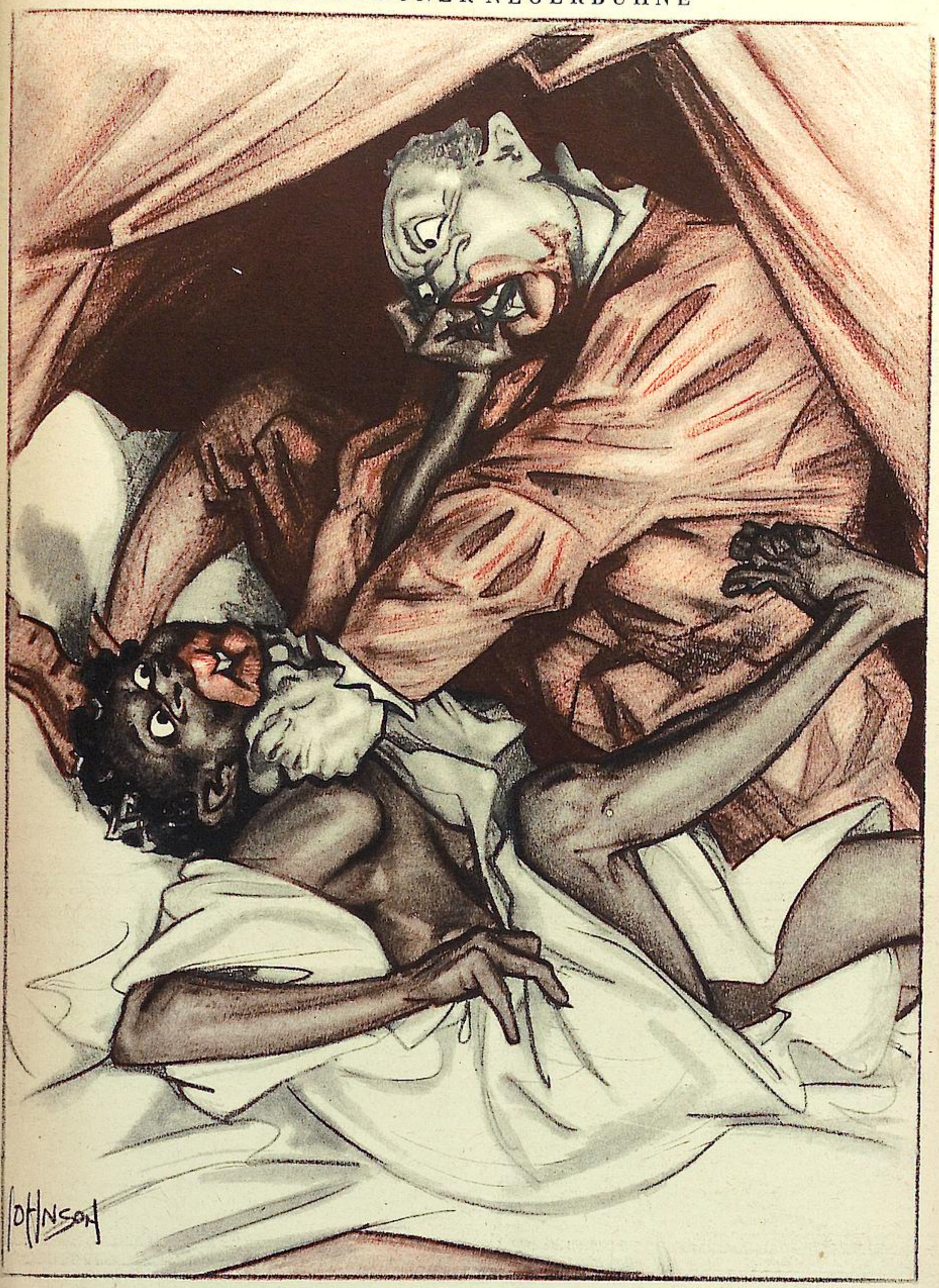
Durch Bombenwurf auf rheinisches Land
sind auch die Bismarck-Briefe verbrannt,
aber die Züge von seiner Hand,
die sind uns geblieben: die steile Schrift,
die feinen Schrägen, die spitzen Ecken,
die Geraden, wie Pfähle von Zaun und Hecken,
die Schrift von gebändigtem Abenteuer,
die Schrift des Mannes, der zielt und trifft,
hinein in die Ruhmestafel gegraben:
die sollten wir je vergessen haben?

Was auch der siedende Phosphor trank,
was auch an Elternhausrat versank,
wir blicken auch fürder auf die Schrift
des eisernen Mannes, der zielt und trifft.

Otto Bruce

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0520
© Universitätsbibliothek Heidelberg

DIE LONDONER NEGERBÜHNE



DER WEISSE OTHELLO

„Hast du zur Nacht gebetet Desdemona?“

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0521

© Universitätsbibliothek Heidelberg

AM RANDE DES ALLTAGS

Von Beethoven weiß man, daß er — als Junggeselle auf die Dienste von Haushälterinnen und Wirtschafterinnen angewiesen — mit diesen Hausdrachen in ständ gem Kampf lag. Seine Tagebuchaufzeichnungen berichten mancherlei darüber. Als er wieder einmal seine Haushälterin bei einer Lüge ertappt und daraufhin hinausgeworfen hatte, wollten Bekannte ein gutes Wort für sie einlegen. Aber Beethoven ließ sich nicht erweichen, „denn", so argumentierte er, „wer lügt, ist nicht reinen Herzens, und eine solche Person kann auch keine reine Suppe kochen."

Er selbst war außerstande zu lügen und verscherzte sich dadurch manche wirtschaftliche Möglichkeit. So bat ihn einst ein vermögender und recht eitler junger Mann, ihn als Schüler anzunehmen. Beethoven ließ sich ein Klavierstück vorspielen, das der zukünftige Schüler selbst auswählen konnte, hörte dem Spiel aufmerksam zu und entschied dann: „Sie müssen noch lange spielen, bis Sie einsehen, daß Sie nichts können!"

*

Im Gegensatz zu Beethoven, der oft das Essen und Trinken überhaupt vergaß, war Johannes Brahms ein großer Freund der Tafelfreuden und vor allem einem guten Trunk sehr zugetan. Ein Weingutsbesitzer, der Brahmsens Werke sehr verehrte, setzte dem Meister einmal ein besonders erlesenes, kostbares Gewächs mit den Worten vor: „Das ist der Brahms unter meinen Weinen." Brahms kostete genießerisch und erwiderte: „Ausgezeichnet! Herrlich! Wunderbar! Aber nun möchte ich doch gar zu gerne auch noch Ihren Bach kennenlernen!"

*

Gottfried August Bürger hieß nur Bürger, war aber keiner. Man kennt seinen Lebenslauf und weiß, daß er niemals zur Ruhe gekommen ist, weder seelisch noch wirtschaftlich. Vor allem in späteren Lebensjahren wurde er von der Last seiner Schulden fast erdrückt.

Als er eines Tages beim Barbier saß und sich gerade hatte einseifen lassen, betrat ein besonders hartnäckiger Gläubiger den Laden. Kaum hatte er Bürger gesehen, als er ihn schon an die Rückzahlung seiner Schulden mahnte.

„Können Sie denn nicht wenigstens warten, bis ich rasiert bin?" fragte der Dichter. „Selbstverständlich, mit Vergnügen", antwortete der Gläubiger.

Da erhob sich Bürger, wischte sich den Seifenschaum aus dem Gesicht, rief dem Barbier zu: „Sie sind mein Zeuge, daß der Herr warten will!" und verließ stoppelbärtig den Laden.

*

Auch Lessing war zeitlebens aufrichtiger als ihm nützlich sein konnte. Er machte sich durch seine Offenheit manchen Feind. So auch einen Theaterdirektor einer sehr unbedeutenden Bühne, der den Dichter eines Tages aufsuchte, um ihm voller Stolz mitzuteilen, er habe „Nathan den Weisen" auf seinem Spielplan. „Wer wird denn den Nathan spielen?", erkundigte sich Lessing. „Selbstverständlich ich selbst!" war die Antwort. „So?" meinte Lessing bedächtig, „aber wer spielt denn dann den Weisen?" —

*

Auch Joseph Victor von Scheffel war wegen seines überaus schlagfertigen Witzes berühmt. Ein Autogrammjäger schickte ihm mit der Bitte um eine Eintragung sein Album zu, „vergaß" aber, Rückporto beizufügen. „Bildung macht frei", las der sparsame Verehrer, als er das Buch von Scheffel zurückerhalten hatte.

*

Ferdinand Raimund, der Dichter wundervoller Altwiener Volksstücke, dessen „Hobellied" zum klassischen Bestand der deutschen Literatur gehört, war zwar von melancholischer Gemütsart, aber doch nicht ohne die Gabe der Selbstironie.

So erzählte er einmal im Freundeskreise: „Ich sang einmal in Preßburg eine kleine Partie in einem Singspiel. Das Publikum war recht unzufrieden mit meiner Leistung, denn es warf mit faulen Äpfeln nach mir. Aber dennoch gab es an dem Abend gewaltigen Applaus — und zwar jedesmal, wenn ein Apfel besonders gut gezielt war und traf." —

*

Und um die Anekdotenreihe, die mit Musikergeschichten begann, mit einer solchen enden zu lassen, noch ein Ausspruch vom Altmeister Richard Strauß.

Gelegentlich einer Debatte, ob der Operndirigent jeden Sänger und Musiker das Einsatzzeichen geben solle oder nicht, um einen Schiedsspruch gebeten, sagte er: „Mit dem Einsatzzeichengeben is es halt so: wers kann, der tuts, wers nicht kann, der tuts nicht!"

Rosi

HERBSTGEDANKEN

„Warum wachsen uns eigentlich nicht die Strümpfe von Natur mit dem Beginn der kühleren Jahreszeit?"

Kladderadatsch

ELEGISCHE BETRACHTUNG VOR EINEM DAMENHUT

Dieses Ding da nennt sich Hut,
weil es kopfbedecken tut.
Doch in Wahrheit sind es Litzen,
Fetzen, Reste, Flitter, Spitzen,
die die kunstgeübte Hand
einer Frau zusammenwandt:
eines kessen Huts Geviert
aus dem Nichts zurechtdrapiert!

Herrscht nicht oft im Leben auch
ähnlicher Drapierungsbrauch?
Macht man aus antiken Lappen
nicht moderne Ethikhappen?
Windet mancher nicht die Fetzen
alter Dogmen zu Gesetzen
einer neuen Weltanschauung,
sich zu eigener Erbauung?

Sollen wir solch Tun denn schmähen?
Nein, wir wollen es verstehen.
Hauptsach' ist, der neue Hut
stehe seiner Trägerin gut;
Hauptsach', daß der Glaube prompt
dem Besitzer wohlbekommt.

Wendelin Überzwerch

Briefkasten

Stuttgart. Der „N. S. Kurier" Nr. 150 schreibt: „Während der Verhandlungen des Haushaltsausschusses des USA.-Senats machten Beamte des nordamerikanischen Forstamts die sensationelle Mitteilung, daß die Westküste der Vereinigten Staaten bereits dreimal durch japanische Flugzeuge angegriffen worden sei. Es wurde die Vermutung geäußert, daß die Bomber von U-Booten aufgestiegen seien. Diese Enthüllungen, die durch keinerlei positive Angaben unterbaut werden konnten, haben immerhin ein ungeheures Aufsehen in den Vereinigten Staaten erregt und damit den Zweck der USA.-Propaganda erreicht, aus bekannten Gründen den Blick der amerikanischen Oeffentlichkeit auf die Vorgänge in Ostasien zu lenken."

Das nordamerikanische Forstamt, das die Westküste der Vereinigten Staaten betreut, kultiviert besonders das Jägerlatein; auch der Einfall der Marsbewohner war auf seine Phantasie zurückzuführen. Daher ja der Name „Wildwest".

Memmingen. F. M. Der „Allgäuer Beobachter" Nr. 135 schreibt: „Vögel, kriegswichtig eingesetzt. In den ausgedehnten Zuckerrübengebieten der dänischen Insel Lolland soll der Starmatz dieses Jahr die anderweitig in Anspruch genommenen chemischen Fabriken des Auslandes ersetzen, die das Bleiarsenat und Schweinefuttergrün zur Bekämpfung der alljährlichen Larvenangriffe auf die Rübenfelder nicht mehr liefern. Es werden dazu Starenkasten an jeden Telefonmast der Insel angebracht."

Wo es viele Staren hat,
spart man jetzt Bleiarsenat,
ja man kann aus Schweinsfurtgrün
sich gar Schweinefutter ziehn.

Chemnitz. S. Über Sewastopol schrieb das „Chemnitzer Tageblatt" Nr. 163 u. a.: „Während des Weltkrieges bildete Sewastopol die Operationsbasis der Schwarzmeerflotte des Zaren. Am 29. Oktober 1914 wurde Sewastopol von den deutschen Kreuzern ‚Böhmen' und ‚Breslau' beschossen."

Der Kreuzer „Böhmen" ist uns ein böhmisches Dorf.

Wien. Im „Neuen Wiener Tagblatt" Nr. 179 finden wir folgendes auffallende Heiratsgesuch: „Blonde Beamtin mit Wohn., musikal., wirtsch., exklusiv, rein, ab. menschlich schön. Erlebens fähig, braucht väterl., schöngeist., gepfl. Ehepartn. vornehm. Charakters. Unter ‚Wertschätzung wird Liebe 8132' Verlag."

Wenn sie jetzt nach langem Warten
nach 'nem „väterlichen" strebt,
menschlich Schönes sie im Garten
ihres Ehstands nie erlebt.

Krefeld. M. K. Nach der „Rheinischen Landeszeitung" vom 14. Juli 1943 (Nr. 192) hat „die Braunschweizerische Staatsmusikschule" in Zusammenarbeit mit dem Braunschweigischen Kulturverband in Schliestadt bei Schöppenstedt ein Studienheim eingerichtet.

Ob uns etwas von einem Braunschweizerischen Staat bekannt ist, fragen Sie. Wir müssen mit einiger Beschämung gestehen: nein! In der Geographie gibts ja zur Zeit täglich Neues zu lernen. Vielleicht fragen Sie mal in Schöppenstedt nach.

WEITEN IM OSTEN

Staunend faßt der Blick die großen Weiten.
Tiefverwandt sind Wolken, Erde, Zeiten.
Alles wie durch unsichtbaren Bogen
ewiger All-Einheit einbezogen:
Nähe, Fernen, Äcker, Horizonte,
alles Stürmen, alles Übersonnte,
dunkle Herbste, helles Frühlingsglänzen,
Leben, ungehemmt und ohne Grenzen,
Leben wie ein Strom im Fluten, Gleiten!
Staunend spürt das Herz die großen Weiten.

Franz Ludtke

Saarbrücken. C. C. Die „Saarbrücker Zeitung" 151/52 schreibt: „Die deutschen Feststellungen gegenüber den Behauptungen des britischen Innenministers Morrison, Deutschland und nicht Großbritannien habe mit dem schrankenlosen Luftkriege begonnen, sind eine bewußte Fälschung der Tatsachen. Die Beweise für die britischen Luftangriffe auf Wilhelmshaven, das Seebad Cuxhaven, die Insel Sylt, die Stadt Heide und andere deutsche offene Städte in der Zeit vom September 1939 bis Juni 1940 sind so erdrückend und der Welt bekannt, daß das Urteil der Geschichte bereits feststeht."

Ein Glück, daß die Zeitung die Tatsachen selbst aufführen kann; der Minister Morrison kann sich also auf die Zeitung doch nicht berufen.

Unseren Postbeziehern

wird künftighin die Bezugsquittung vierteljährlich (nicht mehr monatlich) vorgelegt. Das Bezugsgeld für das Vierteljahr Oktober bis Dezember. RM 3.60 zuzüglich 18 Pf. Zustellgebühren, erhebt das Postamt in der zweiten Hälfte des Monats September. Wir hoffen auf das Verständnis unserer Leser für diese die Postämter entlastende Änderung.

DER VERLAG

Linz. Im „Neuen Wiener Tagblatt" Nr. 169 findet sich ein Heiratsgesuch eines Oberlehrers, der sich als „Doppelmaturant" bezeichnet.

Schade, daß wir diesen Begriff unsern früheren Mitarbeiter Karlchen Mießnick nicht befragen können. Vermutlich würde er auf Grund seiner eigenen langjährigen Examenserfahrungen uns bestätigen, daß ein Doppelmaturant die Maturitätsprüfung zweimal — versucht hat.

Hagen i. W. Dr. K. Die „Hagener Zeitung" Nr. 138 schreibt: „Seit der ersten Schlacht im Gebiet der Salomon-Inseln im August des letzten Jahres bis zum 12. Juni schossen die Japaner dort insgesamt 2383 freindliche Flugzeuge ab."

Wenn die amerikanischen Piloten abgeschossen in Gefangenschaft geraten, dann sind sie immer sehr freundlich. Die Luftgangster haben ja auch allen Grund dazu ...

Freiburg i. Br. P. N. In seiner Kritik über die „Aarabella"-Aufführung sagt der „Alemanne" Nr. 169 u. a.: „Eine geistreich und witzig geführte Handlung, nicht immer ganz logisch zu Ende gedacht, bringt ein bildschönes Mädchen einer aristokratisch heruntergekommenen Familie, die sich aus finanziellen Gründen mit einem Landjunker verlobt hat, in den Verdacht der Untreue."

„Aristokratisch heruntergekommen" — plutokratisch heruntergekommen wäre jedenfalls schlimmer.

Erfurt. E. P. Im „Arnstädter Anzeiger" vom 1. September 1943 heißt es über die Möglichkeiten für die Anglo-Amerikaner, Tschunking aus seiner Isolierung zu befreien: „1. Eine Invasion auf dem Landwege nach Burma, die sich aber schon im Hinblick auf das äußerst schwierige Gelände, das Klima und den Konsumregen von selbst verbiete."

Sie fragen, was ein Konsum-Regen sei. Nun, offenbar eine die erschlaffende Wirkung treffend veranschaulichende neue Bezeichnung des Monsum-Regens, weil dieser ja die Kräfte der Menschen, erst recht die der landfremden Engländer und Amerikaner, konsumiert.

Im Felde. Oberleutnant G. Sie senden uns einen Ausschnitt aus einer Ostzeitung, in dem es heißt: „... es ist notwendig, daß jeder Neugierige sich im Interesse der größeren Sache beschneiden läßt ..."

Wir können Neugier — vor allem bei Männern — auch nicht ausstehen. Aber in aller Bescheidenheit bemerkt: — das, was dieses Blatt da vorschlägt, das scheint uns denn doch zu weit zu gehen...

Wien. Das „Neue Wiener Tagblatt" Nr. 149 veröffentlicht folgende rätselhafte Heiratsanzeige: „D., Ende 50, s. hochg. vor. H., der m. Fr. u. Beschütz., z. Ehe. Biete v. Vort., Woh. usw. U. ‚Lebenskunst 6883'."

„Lebenskunst" ist hier das richtige Kennwort. Denn es erfordert schon eine tüchtige Portion Lebenskunst, diese Anzeige zu enträtseln.

Hof (Saale). Im „Berliner Lokal-Anzeiger" Nr. 99 findet sich folgendes Gesuch: „Zwei Freundinnen, wirtschaftlich, angenehmes Äußere, suchen vereinsamten Lebensgefährten zwischen 50—65. Höherer Beamter. Gartenfreund bevorzugt."

Ob der vereinsamte Gartenfreund darüber beglückt sein wird, wenn sich gleich zwei Freundinnen auf ihn stürzen?

Hagen i. W. Dr. K. Die „Hagener Zeitung" Nr. 44 bringt folgendes Heiratsgesuch: „Heirat. Einf., derb. Fräul. vom Lande wünscht pass., gesund. Lebenskameraden in den 60er Jahr. Geist. denkend., eins. Herr in g. Verhältnissen angenehm."

Fräulein, bist du derb geraten,
such' dir einen Kameraden,
der nicht an dem Äußeren hängt
sondern immer geistig denkt.

Wien. Das „Neue Tagblatt" Nr. 327 bringt folgende Heiratsanzeige: „Dr.-Ing., Architekt, 40, großschlank, künstl., geist. gepflegt, in best. Verh., s. zw. Ehe gebild. Ostmärkerin, 27/30, alte Familie, natureleg., m. Scharm."

„Naturelegant" ist eine Dame, wenn gewisse Requisite ihrer Erscheinung von der Natur gegeben werden, z. B. die Farbenpolitur der Fingernägel.

Feldpost. Im „General-Anzeiger für Bonn" vom 24. Oktober erschien folgende Danksagung: „Für die zu unserer Vermählung erwiesenen Aufmerksamkeiten danken wir Allen recht herzlich, insbesondere d. Schutz- und Kriminalpolizei."

Eine Danksagung an die „Schutz- und Kriminalpolizei" kann nie was schaden; man weiß nie, wann man die Herren von der Polizei braucht.

Verlag und Druck: Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin SW 68, Beuthstraße 6-8 Hauptschriftleiter: Curt Hotzel, Berlin-Charlottenburg — Anzeigenleiter: Richard Albrecht, Berlin-Wilmersdorf Z. Z. gültige Anzeigenpreisliste 3 - - Fernruf 16 55 01. Postscheckkonto: Berlin 207 81 Für nicht verlangte Einsendungen keine Gewähr. Alle Rechte für Texte und Bilder vorbehalten. Nachdruck auch mit Quellenangabe ohne Erlaubnis des Verlages verboten. Einsendungen sind an die Schriftleitung, nicht an einzelne Schriftleiter zu richten. Für Briefkastenbeiträge wird nichts vergütet Copyright by Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin Printed in Germany Entered as second class matter, Postoffice New York N. Y. Der Kladderadatsch erscheint wöchentlich. Bezugspreis vierteljährlich direkt vom Verlag oder durch die Post RM 3,60 zuzüglich Bestellgeld. Bestellungen nehmen auch alle Buchhandlungen, Bahnhofsbuchhandlungen und Zeitungshändler entgegen. Abbestellungen nur mit monatlicher Frist jeweils zum Ablauf des Kalendervierteljahres.

Schickt den „Kladderadatsch" in's Feld!

Kladderadatsch

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0523
© Universitätsbibliothek Heidelberg

G. 5442

SEIT 1848 DIE GROSSE POLITISCH-SATIRISCHE WOCHENSCHRIFT

ALS GOTT DER MEERE KOSTÜMIERT

Moskau fordert die Herrschaft auch in den europäischen Gewässern.

„Na – für meine Liebe kannst du mir auch deinen Dreizack überlassen . .“

Kladderadatsch

EIN SPIEGELBILD DER DEUTSCHEN GESCHICHTE
UND DES WELTGESCHEHENS

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kla1943/0524

© Universitätsbibliothek Heidelberg